



DAS WALDVIERTEL

Folge
4/5/6
1987

INHALT

Walter Pongratz: Von Hexen, Zauberern, Wahrsagern und „Wender(-innen)“	69
Walter Klomfar: Schalladorf und die „Burg von Gradnitz“	84
Wilhelm Scheidl: Das Jahr 1945 in Altenburg (2. Teil)	90
Eduard Führer: Ein Waidhofner Beamter bewährt sich als treuer Untertan Maria Theresias	98
Fritz Schattauer: Osterbräuche im südlichen Böhmen (Gratzen) vor mehr als 42 Jahren .	100
Heinz Hofmann: Da Håroid (Sage)	102
Herbert Loskott: Wo mei Hoamat is (Gedicht)	105
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	106
Buchbesprechungen und Schrifteneinlauf	122
Mitteilungen des WHB	3. Umschlagseite

TITELBILD

Innenhof des Schlosses Pöggstall

(Foto: W. Klomfar)



JAHRESHAUPTVERSAMMLUNG DES WALDVIERTLER HEIMATBUNDES

Am 24. Mai 1987 hielt der Waldviertler Heimatbund in Gars am Kamp seine diesjährige Jahreshauptversammlung ab. Diese war sehr gut besucht. Nach dem Rechenschaftsbericht des Präsidenten Dr. Rabl und des Finanzreferenten Mag. Rudolf Malli kam dem Tagungspunkt „Neuwahlen“ eine besondere Bedeutung zu. Prof. Dr. Walter Pongratz gab gekannt, daß er mit Ende des Jahres 1987 die Funktion des Schriftleiters der Zeitschrift „Das Waldviertel“, die er 27 Jahre lang wahrgenommen hatte, zurücklegen werde. Dr. Rabl sagte anschließend, daß ab 1988 ein Redaktionsteam die Gestaltung der Zeitschrift übernehmen werde.

Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung führte Prof. Hans Heppenheimer durch die Garser Museen. Nach dem Mittagessen hielt Univ.-Prof. Dr. Erwin Plöckinger einen sehr interessanten Vortrag über „Praktische Familienforschung in NÖ“, der großes Interesse fand. Im Anschluß daran gab Prof. Dr. Plöckinger Auskünfte auf besondere Anfragen.

Der Schriftleiter



Walter Pongratz

Von Hexen, Zauberern, Wahrsagern und „Wender(-innen)“ mit besonderer Berücksichtigung des Zwtzler Raumes

Der Glaube an übernatürliche Mächte, die geheimnis- und verhängnisvoll in das Leben des Menschen eingreifen, ist so alt, wie der Mensch selbst. Der forschende Menschegeist machte vor Naturserscheinungen, für die ihm eine natürliche Erklärung abging, nicht halt, sondern sah in denselben das Walten übernatürlicher Kräfte, die er je nach der Wirkung der betreffenden Erscheinung als gute oder böse Geister, Götter oder Teufel personifizierte. Waren damit übersinnliche Gewalten in gewissermaßen greifbarer Form und unter bestimmten Benennungen in den menschlichen Ideenkreis aufgenommen, so war der nächste und folgerichtigste Schritt der, anzunehmen, daß bestimmte Menschen, welche vielleicht infolge genauer Beobachtungen, als Folge ihres Berufes oder von besonderer Veranlagung eine gewisse Vertrautheit für die für die Allgemeinheit unverständlichen Naturserscheinungen zeigten, mit jenen höheren Mächten im Bunde seien und verstünden, durch geheimnisvolle Handlungen und Vorkehrungen mit Hilfe der Überirdischen die von ihnen gewollten Wirkungen zu erzielen. Damit war der Begriff der Zauberei entstanden; der Zauberer (oder die Hexe) waren Menschen, die im Bunde mit höheren Mächten durch übersinnliche Mittel positive oder negative Wirkungen zu erzielen wissen. Sind diese Wirkungen ersprießlich, so handelt der Zauberer mit Hilfe des guten Prinzips, und wird ein hochangesehener, weltberühmter Wundertäter, ein „Heiliger“, im Sinne der christlichen Terminologie. Äußern sich die Wirkungen jedoch als zerstörende und verderbliche, so ist der Zauberer ein Werkzeug des Bösen, des Teufels. Auf ihn konzentriert sich der Haß der schutzlosen Geschädigten und die Strafgewalt greift ein, um den Verbrecher gegen göttliches und menschliches Recht zu strafen.¹⁾

Auf diese Weise entstand das Verbrechen der Zauberei, mit dem sich die Strafgesetzgebung schon früh beschäftigt hat. Bereits in allen Rechtssystemen des Altertums und des Mittelalters sind Strafbestimmungen gegen die Zauberei enthalten. So finden wir im römischen Recht, das im Spätmittelalter von den Herrschern übernommen wurde, und auch in alten deutschrechtlichen Quellen, daß die Zauberei ein mit den schärfsten Strafen bedrohtes Delikt sei.²⁾

Die Prozesse begannen um 1450 im Süden Österreichs, in Tirol, Kärnten und der Steiermark, und reichten in immer größerer Zahl bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, als sich die Aufklärung in Österreich endgültig durchgesetzt hatte. Dieser Zeitraum von 300 Jahren ist das klassische Zeitalter des Hexenwesens. Allerdings war die regionale Verbreitung der Hexenprozesse in Österreich sehr verschieden. Während in der Steiermark, wo heuer in der

Riegersburg die Landesausstellung „Hexen und Zauberer“ stattfindet, in der Zeit von 1546 bis 1746 insgesamt 172 offiziell erfaßte und noch mehr als 100 bekanntgewordene Hexen- und Zaubererprozesse stattfanden,³⁾ konnten in Niederösterreich, insbesondere im Waldviertel, bis heute sehr wenig Prozesse nachgewiesen werden, obwohl es nach den Lokalsagen und mündlichen Überlieferungen im Viertel ober dem Manhartsberg sehr viele Hexen, Zauberer, Wahrsager und insbesondere „Wender“ gegeben hat und noch geben soll.⁴⁾

Eine Erscheinung, welche wie die Hexen- und Zaubereiprozesse weltgeschichtliche Bedeutung besitzt, hat nach Byloff drei mögliche Ursachen:⁵⁾

1. Wirkungen gewisser Naturkräfte, für welche der Mitwelt die Erklärung fehlte und denen man dafür eine übernatürliche Entstehung durch das Eingreifen von Dämonen zuschrieb. In allen Hexenprozessen spielte die sogenannte Hexensalbe eine große Rolle, deren chemische Zusammensetzung bekannt ist.⁶⁾ Sie enthielt ein Narkotikum, das bei allen, die sich mit dieser Salbe bestrichen, halluzinatorische Wirkungen, wie Hexenfahrt durch die Luft, Gelage und Tanz auf einem Berg, sexuelle Erlebnisse mit dem Teufel und dergleichen, hervorrief. Die Betroffenen glaubten, alles selbst erlebt zu haben und gestanden dies unter der „gütlichen“ oder der „peinlichen“ Befragung (Tortur). Da bei den Prozessen die Angeklagten auch andere Personen „denunzieren“ mußten, war dies von absehbarer Folgewirkung, wie Byloff in seinen Beispielen zeigt. Die Hexensalbe, Vorläufer der heutigen Rauschgifte, wurde noch im vorigen Jahrhundert nachweislich von „Hexen“ im Waldviertel angewendet. So berichtete die im Alter von fünfundachtzig Jahren 1968 verstorbene Maria Fuchs in Großschönau dem Autor, daß es in ihrer Jugend drei namentlich bekannte Hexen in Großschönau (pol. Bez. Gmünd) gegeben habe, die eine gewisse Salbe verwendeten, sich nächtlich im Wald trafen und miteinander tanzten. Diese Tatsache und die Namen der drei Hexen fand ich auch in der lokalen Pfarrchronik verzeichnet.⁷⁾ Andere Erklärungen der rätselhaften Erscheinungen könnten sich noch auf Suggestion, Hypnose, visionäre Zustände und den sogenannten „Sechsten Sinn“ der betroffenen Zauberer und Hexen beziehen.⁸⁾

2. Die mythologische Erklärung glaubt einen Zusammenhang zwischen den Vorstellungen der „heidnischen“ Naturreligionen mit den Elementen des Hexenglaubens nachweisen zu können. Dies wäre für die Frühzeit der Besiedlung des Waldviertels durchaus möglich, da die nur oberflächlich christianisierten bodenständigen Slawen und die Neusiedler aus Bayern und Franken noch lange an den alten „heidnischen“ Bräuchen festhielten.⁹⁾

3. Die historische Erklärung des Hexenglaubens und der Hexenverfolgung sieht in diesen Erscheinungen eine Konsequenz der dogmatischen Dämonenlehre (der Lehre von der Existenz des Teufels) in der christlichen Religion, Theologie in Verbindung mit der Praxis der kirchlichen Inquisition des Mittelalters. Der Pakt mit dem Bösen, das sogenannte „maleficium“, war nach Ansicht der Theologen, auch der evangelischen, mit dem Abfall vom christlichen Glauben verbunden und mit der Häresie, der Ketzerei, gleichzusetzen. Hexen und Zauberer wurden daher von den Inquisitoren wie die Häretiker grausam verfolgt und mit dem Feuertode bestraft.

Nachdem durch die Bulle des Papstes Innozenz III. „Summis desiderantes“ von 5. Dezember 1484 die beiden Dominikaner Jakob Sprenger und Heinrich Institoris zu Inquisitoren für Deutschland ernannt worden waren, veröffentlichten diese im Jahr 1487 zu Köln den berühmten „Hexenhammer“, den „Malleus maleficarum“. Dieses „System des Hexenwesens“ erlebte bis 1669 insgesamt 29 Auflagen.¹⁰⁾ Dieses Buch weist auch die vorgeschriebenen Fragen auf, deren Stellung und Reihenfolge die geistlichen und weltlichen

Inquisitoren immer wieder verwendeten, wie die Hexenprozesse vom 16. bis zum 18. Jahrhundert beweisen. Diese Fragen sind auch in die zeitgenössischen Rechtsbücher, insbesondere in die des 17. Jahrhunderts aufgenommen worden.

Den Menschen von heute kommt es erstaunlich vor, daß man bis ins 18. Jahrhundert, zumindest „offiziell“ den Glauben an Hexen und Zauberern mit Ausnahmen sehr ernst nahm.¹¹⁾ Bereits die „Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V.“ vom Jahr 1533 führt das Delikt der Zauberei an dritter Stelle nach Gotteslästerung und Meineid an. Im Artikel 109 steht unter „Straff der zauberey“ folgendes zu lesen: „Item so jemandt den leuten durch zauberey schaden oder nachtheyl zufügt, soll man straffen vom leben zum todt, unnd man soll solche straff mit dem feuer thun. Wo aber jemandt zauberey gebraucht, unnd damit niemant schaden gethan hett, soll sunst gestraff werden, nach gelegenheit der sach; darinnen die urtheyler radts gebrauchen sollen, wie man radt suchen hernach geschriben steht.“¹²⁾ Die Bestimmung dieser Gesetzesstelle ist klar: Der Zauberer, der durch seine schwarze Kunst Schaden verursacht, soll mit dem Feuer hingerichtet werden. Die Bestrafung der Zauberei ohne Schadenszufügung ist Ermessenssache „nach gelegenheit der sach“ im Einvernehmen mit den Rechtsverständigen.

Am 18. September 1544 erließ König Ferdinand I. als Erzherzog von Österreich ein Generalmandat über die Bestrafung der „Betrügereyen und straffmäßigen Unternehen“ der Zauberinnen und Wahrsagerinnen: „Ferdinand I. entbieten N. allen und jeden Unseren Landleuthen und Untertahnen / auch sonderlich denen / so Land-Gerichter oder die in Verwaltung haben / und diß Unseres offenen General-Mandats erinnert werden / Unsere Gnad und alles Guts; und geben euch gnädigist zu erkennen: nachdem Wir glaublich berichtet worden seyn / wie in Usern nider Österreichischen Erb=Landen / und an mehr Orthen vil Wahrsagerin und Zauberin entstanden / ihre Betrügerey und Fürgeben von hohen und nidern Persohnen besucht werden / und ein grossen Zulauff haben sollen / welches wider den heiligen Christlichen Glauben / und die Gebott Gottes keines wegs zu gedulden ist / und damit aber solche Laster / wie billich außereut und nothdürfftiglichen gestrafft werden; entbieten wir euch demnach allen und euer jeden sonderlich / denen / die wir obvermeldt / Land=Gericht haben / ernstlich / und wollen / wo ihr degleichen Wahrsagerin betretten / dieselbe zu Gefängnuß nehmet / und gegen ihnen handelt und ergehen lasset / was sich gebührt und recht ist.“¹³⁾

Mehr als hundert Jahre später, am 30. Dezember 1656, erließ Kaiser Ferdinand III. die hundert Artikel umfassende „Niederösterreichische Landgerichtsordnung“, in welcher der Artikel 60 sich sehr ausführlich mit dem Verbrechen der Zauberei beschäftigt.¹⁴⁾ Hier finden wir die Anleitung für den Untersuchungsrichter über Anzeigen und Nachforschungen, wie und welche Fragen er zu stellen hat, Hinweise auf die Art der Bestrafung, sowie erschwerende und mildernde Umstände. Da dieser Text rechtsgeschichtlich und volkskundlich überaus interessant ist, möge er in der Folge wortwörtlich zum Abdruck kommen:

„Wer Zauberey treibt / ist Landgerichtlich zustraffen.

§. I. Die Anzeigungen zur Nachforschung seynd ungefährlich diese:

Erstlich / wann ein Zauberer / oder Zauberin auff die andere bekennet / und dessen glaubwürdige Vermuthungen und Wahrzeichen vorbringt:

Andertens / wann die gemeine Inzucht über ein Persohn / daß sie den Leuthen und Vieh schade / der Schaden auch am Tag / die verdachte Persohn auch darnach beschaffen / daß man sich vergleichen zu ihr versehen mag.

Drittens / wann unterschiedlich unverdächtige Leuth außsagen / daß sie mit verbotenen Künsten und Wahrsagen umgangen.

§. 2. Wann nun in dem Nachforschen herauß kombt / daß sich die That / der Schaden und andere Umständ / derentwegen sie beschreyt worden / in der Warheit also befunden / mag der Richter ein solche verdächtige Persohn gar wol gefänglich einziehen: doch muß er dabey zugleich in acht nehmen.

Erstlich / daß er alsobald mit der Einziehung / ihre Kleyder / Hauß und Wohnung durchsuchen / und sehen lasse: ob sie nicht Zauberische Sachen / als Oel / Salben / schädliche Pulver / Büchsen / Häfen mit Unzifer angefüllt / Menschen=Beiner / zauberische Waxlichtl / oder Wäxene=mit Nadl durchstochene Bildl / Hostien / Crystallen / Wahrsag=Spiegl / Verbindnuß=Brieffl vom bösen Feind / Zauberkunst=Büchl / und dergleichen umb und bey sich hat.

Andertens / findet er dergleichen / kan er weiter gehen / und die Persohn durch den Scharffrichter am Leib besuchen und sehen lassen / ob sie nicht an heimblichen Orthen verborgene Sachen / oder sonsten wahre Teufels=Zeichen an ihrem Leib habe?

§. 3. Erstlich / wann sich nun dergleichen Sachen / oder Zeichen im Hauß / oder am Leib befinden.

Andertens / wann der Beweis da ist / daß sie sich anderen Zauberey zulernen erbotten. Drittens / oder jemand's zubezaubern betroheth / und dem betroheten dergleichen beschiht.

Viertens / auch sonderliche Gemeinschaft mit dergleichen Zaubers=Leuthen hat. Fünfftens / oder mit solch verdächtigen Dingen / Gebärden / Worten und Weesen umbeget / welche Zauberey auff sich tragen / und diese Persohn desselben sonsten berüchtiget ist.

Sechstens / oder die Persohn zu Nachts / zu gewissen Zeiten bey versperrrter Thür bey Hauß nicht anzutreffen / und ihr hingegen nicht zuerweisen wäre / wo sie sonsten umb selbige Zeit gewesen.

Alsdann kan der Land=Gerichts-Herr über vorgehend eingezogene Erkundigung / ob sich denen einkommenen Anzeigungen nach / in der That alles also befindet / und das darüber geschöpfte Bey=Urtheil / zur peinlichen Frag schreiten / und darbey ungefährlich nachfolgende Fragstück brauchen.

§. 4. Erstlich / ob sie keine Verbündnuß mit dem bösen Feind habe?

Andertens / welcher Gestalt?

Drittens / wann dieselbe beschehen?

Viertens / auff wie viel Zeit?

Fünfftens / obs Schrift=oder Mündlich beschehen?

Sechstens / an welchem Orth?

Sibendens / durch was Gelegenheit?

Achtens / ob jemand darbey gewesen?

Neuntens / wo die Verbündnuß seye / oder was sie hievon für ein Warzeichen habe?

Zehendens / was sie hierzu verursacht?

Eilfften / ob sie Zauberey getrieben?

Zwölfften / welcher Gestalt / und auff was Weiß?

(Hiebey zumercken / daß man die Persohn vorhero selbstens außsagen lassen solle; wann sie aber über die verhandenen Anzeigungen nichts sagt / sie hierauff umständlich fragen muß.)

Dreyzehendens / mit was Worten oder Wercken solches alles beschehen? (wann die Persohn etwas anzeigt / daß sie etwas eingraben oder behalten hätte / daß zu solcher Zauberey dienstlich / soll man darnach suchen / ob man es finde?)

Vierzehendens / wie offft?

Funffzehendens / an was Orthen?

Sechzehendens / wann / aber zu welcher Zeit?

Sibenzehendens / gegen wem? (die unterschiedlichen Persohnen fleißig zubeschreiben / damit man inquiriren kan.)

Achtzehendens / wem sie hierdurch geschadet / und wie sehr?

Neunzehendens / ob sie der verzauberten Persohn wider helfen könne? (hiebey zu mercken / daß allein diejenige Hülf / welche ohne fernere neue Zauberey beschehen kan / zuläßig ist)

Zwanzigstens / von wem sie die Zauberey gelernet? und wie sie darzu kommen? ob sie es nicht widerumb andere gelehret? wem? welcher Gestalt? und was etwa sonsten die Thaten und deren Umständ für nothwendige Fragen an die Hand geben.

Nach beschehener Aussag / muß sich das Land=Gericht alsobalden eigentlich aller Orthen erkundigen / ob sich die Zeichen und vergraben=oder verborgene Sachen also befinden? auch ob sich die That und der Schaden / so dem Menschen oder Vieh durch Zauberey bekanter massen zugefügt worden / also verhalten? dann auff blosser Bekantnuß / die sich in der That nicht erfindet / ist nicht zuzubauen. Es soll auch die Erforschung durch das kalte Wasser / als ein ungewiß betrügliches Ding nicht gebraucht werden.

Man soll vor und bey der Erkantnuß wohl in acht nehmen / ob alle bekante Sachen Zauberey auff sich tragen?



Hexen

Hans Baldung Grien (1470-1522)



Folter- und Hinrichtungswerkzeuge mit Richtstätten

(nach einem Holzschnitt des 16. Jh.)

(Foto: Redaktionsarchiv)



Das Wirken des Teufels bei einer Hexenverbrennung

(Flugblatt des 16. Jahrhunderts)

Ingleichen / ob darbey ein öffentliche Verbündnuß mit dem bösen Feind verhanden?

Oder ob sie es ohne öffentliche Verbündnuß von andern / zu dem End / daß sie den Leuthen hierdurch schaden möge / gelernet und getrieben?

Oder / ob sie ohne Schaden ihres Gewinns halber / auß Crystallen / Gläser / Spiegeln und dergleichen / denen Leuthen wahrgesagt?

Oder nur verbottene abergläubische Seegen gebraucht?

Oder die Leuth auffm Bock / Mantel / und Schiff herbringen können?

§. 5. Nach Beschaffenheit nun eines / oder deß andern Verbrechen / müssen auch die Straffen gerichtet werden.

Dann auff rechte Zauberey / sie geschehe mit außdrucklich=oder verstandener Verbündnuß gegen dem bösen Feind / dardurch den Leuthen Schaden zugefügt wird / oder auch auff diejenige / welche neben Verlaugnung deß Christlichen Glaubens sich dem bösen Feind ergeben / mit demselben umgangen / oder Fleischlich vermischt; ob sie schon sonsten durch Zauberey niemand Schaden zugefügt / gehört die Straff deß Feurs / welche doch auß erheblichen Umständen / und wann der Schaden nicht groß / bey bußfertigen Leuthen / durch die vorhergehende Enthaubung gelindert werden kan.

Die Wahrsager / abergläubische Seegensprecher / und Bockschicker aber mögen nach Erheblichkeit deß Verbrechens zum Schwerdt verurtheilt / oder wann der Schaden und Umstand nicht gar groß oder beweglich / mit einem ganzen oder halben Schilling abgefertiget / und zugleich deß Lands verwiesen werden.

Es solle auch jedes Orths Obrigkeit diejenigen / so sich dergleichen Leuth oder Künsten gebrauchen / in gebührende Straffen ziehen.

§. 6. Erstlich / diese Straffen schärfft die etwa vielfältige Boßhaftigkeit.

Andertens / die lange Übung:

Drittens / der grosse / sonderlich armen Leuthen / der Obrigkeit / Eltern oder Herrn zugefügt Schaden:

Viertens / wann jemand viel andere darzu gebracht / und verführt hat:

Fünfften / unter die Zauberer gehören auch diejenigen / so ihnen die H. Hostien / sich damit gefrohren zumachen / oder daß sie nicht aufsagen sollen können / einheilen.

Dahingegen mildert über die vorige in genere angezeigte Umstände auch dieses / wann ein Zauberer noch vorher / ehender er angeklagt und in Verhaft gebracht wird / wahre Buß thut.¹⁵⁾

Der umfangreiche § 4 umfaßt 20 „Fragstück“, die unter der Folter an den Angeklagten gestellt wurden und diesem keine Chance ließen, sich erfolgreich zu rechtfertigen, denn das Leugnen auch unter der Tortur galt erst recht als Schutz des Teufels. Die 20. Frage veranlaßte den Gefolterten, auch andere Menschen zu denunzieren. Damit wurde eine Art von Kettenreaktion ausgelöst, welche das massenhafte Auftreten von Hexen- und Zaubereiprozessen in manchen Gegenden, wie beispielsweise in den Alpenländern des südlichen Österreichs und in den angrenzenden Ländern beobachtet werden kann.¹⁶⁾

Seit dem berüchtigten „Hexenhammer“ und der Landgerichtsordnung des Kaisers Ferdinand III., insbesondere des Artikels 60, beschäftigte sich eine umfangreiche Spezialliteratur mit dem „crimen magiae“. Es befinden sich darunter Indizienverzeichnisse und Instruktionsschemata für die Landgerichtsverwalter, um eine fachgemäße Abführung der Hexenprozesse zu gewährleisten. Solche zeitgemäße „Hexenfachliteratur“ wurde im ganzen deutschen Sprachgebiet verwendet, da die unter der Folter zustande gekommenen „Geständnisse“ immer wieder die gleichen Tatbestände des „crimen magiae“ beinhalten und vielfach sogar in der Protokollierung die gleiche Reihenfolge der Zauberdelikte aufweisen.

Nach den Gesetzen der Zeit war jedermann verpflichtet, Verdachtsmomente auf Hexen und Zauberei seiner Obrigkeit (Herrschaft) zu melden. Diese eröffnete aufgrund der sogenannten „denuntiatio“ von sich aus das Inquisitionsverfahren, falls sie die Landgerichtsbarkeit besaß. War dies nicht der Fall, mußte der Verdächtige an das zuständige Hochgericht ausgeliefert werden. Hier war der Landgerichtsverwalter, in der Regel ein juridisch gebildeter Herrschaftsbeamter, Ankläger, Richter und Urteilsfinder in einer Person.¹⁷⁾ Aber auch Personen, die Zauberer und Wahrsager befragten, wurden durch die Ortsobrigkeit, aller-

dings nur niedergerichtlich, zur Verantwortung gezogen, wie die Rats- und Kanzleiprotokolle der Stadt und des Stiftes Zwettl beweisen. Davon aber später.

Wie bereits gesagt, lassen sich in Niederösterreich verhältnismäßig wenige Hexenprozesse nachweisen, obwohl es viele private Anschuldigungen gab. Relativ früh sind Zauberei- und Hexenprozesse in Wiener Neustadt nachgewiesen. Hier wird bereits 1435 die Regina Lerich wegen Zauberei aus der Stadt verwiesen. Ihr „maleficium“ bestand darin, daß sie drei Totenhauben unter dem Galgen genommen hatte.¹⁸⁾ Es lag hier ein sogenannter „Glückzauber“ durch Leichenteile Hingerichteter vor. Ein ähnlicher Fall ereignete sich am Galgenberg nahe der Stadt Zwettl. Dort fand man drei Wochen nach der Hinrichtung des Hans Weinmann im Jahr 1609 den Leichnam geköpft, während auch der rechte Daumen, das Hemd des Deliquenten und die Galgenketten fehlten.¹⁹⁾ Allerdings fand man in diesem Fall den Täter oder die Täterin nicht. Byloff führt in seinem Buch noch weitere Fälle von Hexen und Zaubern in Wiener Neustadt an. Im Jahr 1528 hatte eine Hexe durch „Fernzauber“ mehrere Menschen getötet und „sich einen Teufel im Glase gehalten“. 1562 wurde dort ein Totengräber mit seinem Weibe verbrannt, weil sie Zaubereien verübt hatten. 1571 stand ein Ehepaar aus der Steiermark in Wiener Neustadt vor Gericht, weil es „über Anreizung des bösen Geistes“ aus Rüben Alraunwurzeln gemacht und betrügerischerweise verkauft hatte. 1576 standen dort zwei Frauen wegen Zaubereien vor Gericht. Die eine hatte an einer Stange mit drei Strichen gemolken (Fernzauber), die andere, die flüchtig war, weil sie angeblich ihren Ehemann mit einem verzauberten Hemd getötet hätte. Im selben Jahr verbrannte man einen Zauberer, ein Jahr später wurde ein Mann wegen Wahrsagerei gefoltert. 1588 sind in dieser Stadt Hexenprozesse vorgekommen. Noch 1679 soll dort der kaiserliche Forstmeister Ignaz Dellatorre durch „Fernzauber“ schwer krank geworden sein.²⁰⁾ Größere Verfolgungen wegen gefährlicher Zaubereien soll es in den Jahren 1617 und 1618 auch in der Stadt Hainburg gegeben haben.²¹⁾

Besonders ausführlich wurde bisher in der landeskundlichen Literatur von Niederösterreich der „Gutensteiner Hexenprozeß“ vom Jahr 1641 besprochen, der mit einem Todesurteil endete.²²⁾ Dieser Prozeß wurde von der Herrschaft Gutenstein im Viertel unter dem Wienerwald durchgeführt. Die Deliquentin, die neben Zauberei auch Blutschande und Brandstiftung bekannte, wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Hier vermutet aber der Autor, daß weniger das Hexengeständnis als die anderen nachgewiesenen schweren Delikte (Blutschande und Brandstiftung) die Ursache der grausamen Todesstrafe waren. Ein zweiter, ausführlich besprochener Hexenprozeß fand ebenfalls in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges statt. Er wurde im Jahr 1632 vom Landgericht Falkenstein (Weinviertel) durchgeführt und endete mit keinem Todesurteil.²³⁾ Obwohl der Angeklagte einige Zaubereien, die er als Weingartenhüter begangen hatte, sowie kleinere Diebstähle gestand, wurde er nur mit „Ruten gestrichen“ (ausgepeitscht) und zu zehn Jahren Arbeit „in Band und Eisen“ verurteilt. Allerdings erfolgte nach einem halben Jahr Gefängnis die Begnadigung und die Ausweisung aus dem Landgerichtsbezirk.

Sehr bemerkenswert ist ein Erlaß des Kaisers Leopold I. vom 8. Oktober 1679, in welchem er sich richtungweisend an alle Grundherrschaften Niederösterreichs hinsichtlich von Übergriffen bei der Tortur wendet.²⁴⁾ Anlässlich eines großen Zaubereiprozesses einer nicht genannten Herrschaft in Niederösterreich gegen vier Frauen fordert der Herrscher zur Zurückhaltung auf, verbietet das unerlaubte Folterwerkzeug des „Nagelbettes“ und läßt die Frauen mit Erteilung eines „Ehrenscheines“ frei. Ein im Prozeß verfangenes zwölfjähriges Mädchen soll durch geistlichen Zuspruch „von ihrer irrfälltigen Meinung“ abgebracht wer-

den. Die Geldstrafe für den übereifrigen Landgerichtsverwalter wurde diesem allerdings erlassen. Der Erlaß verfügt schließlich, daß zu solchen schweren Kriminalsachen nur Räte der Landesregierung als Kommissäre abgeordnet werden sollten, um die Ausschreitungen des provinzialen und rustikalen Patrimonialrichtertums zu verhindern. Regierungskommissäre bei Zauberprozessen sind nun eine fast ständige Erscheinung. Diese Verordnung beweist auch, daß man in Niederösterreich die Hexenprozesse in halbwegs vernünftige Bahnen zu lenken versuchte.

Im Waldviertel finden wir in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert sehr wenig Hinweise auf Hexen- und Zaubereiprozesse und Verurteilungen wegen dieses Deliktes. Allerdings gab es bisher noch keine derartigen systematischen Untersuchungen, sondern nur sporadische Hinweise und Zufallsfunde. Ich habe versucht, die im 16. Jahrhundert beginnenden Rats- und Kanzleiprotokolle der Stadt und des Stiftes Zwettl auf derartige Prozesse durchzuarbeiten, doch war auch hier das Ergebnis im Vergleich zu den Alpenländern im Süden Österreichs sehr dürftig.²⁵⁾ Zwar findet man öfteren derartige Beschimpfungen und Anzeigen wegen Hexerei von Bauern und Bürgern gegen mißliebige Nachbarn bei ihrer Obrigkeit oder diesbezügliche Anfragen von anderen Grundherrschaften, die wahrscheinlich von erpreßten Geständnissen stammen. So fragte im Jahr 1609 der Magistrat der Stadt Klosterneuburg beim Magistrat der Stadt Zwettl wegen einer angeblichen Zauberin, die Strasserin genannt wird und bei einem Bürger wohnen sollte, an. Es konnte aber nichts festgestellt werden.²⁶⁾ In den Ratsprotokollen der Stadt findet sich allerdings bereits im 16. Jahrhundert ein Hinweis auf eine Hexe. So ist im Sommer 1558 der „alten Köchin“ wegen Verdachts der Zauberei vom Stadtgericht eine „Verschrei(b)ung zu geben“ auferlegt worden.²⁷⁾ Nach dem Wörterbuch von Schmeller bedeutet „Schreiat“ oder „Schreiet“ eine Vorrichtung, wie beispielsweise der Pranger, bei welcher die Leibesstrafen, wie Auspeitschen („Schilling geben“) oder Prangerstehen mit der „Fidel“, vollzogen wurden.²⁸⁾

Keine Bestrafung wegen Zauberei und Hexerei fand ich in den Kanzleiprotokollen des Stiftes Zwettl in dieser Zeit. Der Hofrichter hätte in diesem Fall zwar das Recht gehabt, ein Todesurteil auszusprechen, doch hätte die Hinrichtung nach Rückfrage in Wien durch das zuständige Landgericht der Stadt Zwettl durchgeführt werden müssen. Über die Hinrichtung einer Hexe durch das Landgericht Wildberg am 26. April 1611 berichtet indirekt die Abschrift eines Zettels, der auf einem Kreuz in der Pfarrkirche zu Mödring (pol. Bez. Horn) angeheftet war. Dieses Kreuz trug die „Formal Hex“ Ursula Krenin auf ihrem Weg zur Hinrichtungsstätte (bei Messern), wo sie durch den Scharfrichter von Eggenburg Paul Zällinger enthauptet und nachher auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Ihr Beichtvater war der Jesuit P. Felicianus Kürpschlagler.²⁹⁾ Ein anderes Beispiel des Hexenglaubens aus der Wachau in der ehemals bischöflich freisingischen Herrschaft Hollenburg war ein Prozeß, der im Jahr 1676 durch einen Frauenzank hervorgerufen wurde.³⁰⁾ Am 16. März dieses Jahres verklagte der Untertan dieser Herrschaft Michael Gundendorfer die Frau seines „Inmannes“ (Mieter) Maria, weil sie bei einem Streit dessen Ehefrau eine „Hex“ geheißen habe. Die Angeklagte versuchte ihre Anschuldigung dadurch zu rechtfertigen, daß die „Grundendorferin drei neue sonntag nacheinander im keller under wehrenden gottesdienst die milch ausgerührt“ habe. Daß auch das Gericht dem Hexenwesen Glauben schenkte, zeigt die Formulierung des Wortlauts in beiden gefällten Strafurteilen. Die Grundendorferin wird verurteilt wegen Entheiligung des Sonntags, aber auch wegen „anderweitiger bedenkung, das es allemahl an neuen sonntägen beschehen“, zu einer Geldstrafe von drei

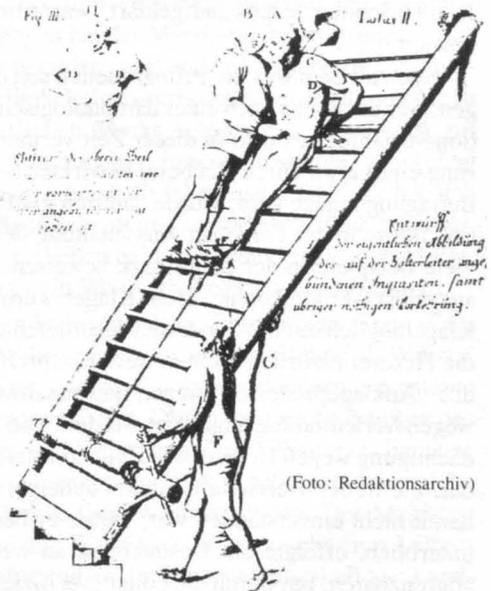


„Doppel-Fidl“ in der „Folterkammer“ des Schlosses Pöggstall. Rechts im Bild: Daumenschrauben und einfache „Fidl“.

(Foto: W. Klomfar)



Mittelalterliche Strafen



(Foto: Redaktionsarchiv)

Folter: Auf die Leiter spannen, nach der Maria Theresianischen Landgerichtsordnung von 1768.

Gulden. Die Anklägerin hingegen sollte, weil sie „weiter mit keiner ausführlichen prob könne, 2 tag und nacht im dienerhaus mit der Fidl“ abgestraft werden.³¹⁾

Dieser Prozeß ist ein Beispiel für viele andere, die ähnlich verlaufen sind. Obwohl der Verdacht auf Hexerei bestand und Anklage erhoben wurde, endeten derartige Prozesse keineswegs mit der Verurteilung zum Tode, wie die oben bereits angeführten Beispiele beweisen. Oftmals aber kam es gar nicht zu einem Hexenprozeß. Obwohl eine amtliche Verfolgungspflicht schon bei bloßen Verdachtsmomenten auf Zauberei und Hexerei von der damaligen Gesetzgebung her bestand, konnte diese Rechtsverbindlichkeit auch umgangen werden. Es blieb im Ermessen des Landgerichtsinhabers, der Vernunft zum Durchbruch zu verhelfen und abergläubisches Gerede, wie es leicht zu einer Kettenreaktion von Inquisitionsprozessen führen konnte, von Anfang an zu unterbinden.³²⁾ Aus dem 17. und 18. Jahrhundert liegen zahlreiche Zeugnisse für ein derartiges Verhalten von Grundherren vor. Wir finden solche Beispiele nicht nur in den Landgerichten Gutenstein und Merkenstein (pol. Bez. Baden bei Wien),³³⁾ sondern oftmals auch in den Gerichtsbezirken der Stadt und des Stiftes Zwettl. Diese Grundherrschaften benützten die Möglichkeit, zauberverdächtigen Personen, wenn sie von deren Harmlosigkeit oder Dummheit überzeugt waren, ein landgerichtliches Verfahren zu ersparen und alle Beteiligten auf dem Vergleichswege zur Versöhnung und Friedfertigkeit zu verhalten. Dazu kam noch, daß Hexenprozesse mit Scharfrichter, Schreiber und eventuellen Schöffen sehr teuer kamen und daß die Gerichtskosten für gewöhnlich von den Verurteilten nicht einzubringen waren. Außerdem war das Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung aus praktischen Erwägungen bei jenen Herrschaftsinhabern besonders ausgeprägt, die, wie im Waldviertel, ihren Untertanen gegenüber wegen deren Armut und Übersteuerung ohnehin keinen leichten Stand hatten. Man müßte bei diesen Überlegungen auch in Betracht ziehen, daß viele adelige Besitzer von größeren Herrschaften als Jesuitenschüler bereits „aufgeklärt“ waren und Hexen wie Zauberer als puren Aberglauben abtaten.

Nach all dem was die Primärquellen seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aussagen, war die Suche nach einer dämonologischen Grundlage für die Eröffnung eines Inquisitionsverfahrens ex officio in dieser Zeit vermutlich nicht mehr beabsichtigt, und die Erörterung eines etwa durch Zauberei bewirkten Schadens, der bei der gütlichen und peinlichen Befragung zutage kam, wurde dadurch glatt abgeschnitten. Die unerwünschte „denunciatio“ führte in der Folge zur Ausschaltung der Urheber der Hexengerüchte, durch die, wie viele Beispiele in der Steiermark beweisen, der Automatismus der Inquisitionsverfahren ausgelöst werden konnte. Dem Kläger wurde, wie das Beispiel aus Hollenburg zeigt, die Klagemöglichkeit mit der daraus resultierenden Beweisspflicht überlassen. Da der Ankläger die Hexerei natürlich nicht beweisen, „probieren“, konnte, sollte er die angebotene Form des „Anklageprozesses“ wegen Beweisschwierigkeiten nicht wagen, wollte er nicht selbst wegen Verleumdung angeklagt werden. Die vielfach angewandte Formel lautete: Die Verdächtigung wegen Hexerei und Zauberei stellt eine Verleumdung oder eine Ehrenbeleidigung dar, die in der Herrschaftskanzlei außergerichtlich verglichen wird. Wenn der Ankläger damit nicht einverstanden war, wurde er bestraft. Wenn die Verfolgung von Amts wegen unterblieb, erfolgte ein Desinteresse an weiteren Hexenprozessen. Es wurden die nicht abgrenzbaren, nur durch die Folter „verifizierbaren“ Tatbestände des „crimen magiae“ ausgeschaltet, und die „Rechtspraxis blieb im Bereiche der rationalen Dimension“.³⁴⁾

Es folgen nun einige Beispiele über Hexenbeschuldigung, Wahrsagerei und sonstigen Aberglauben, wie ich sie in den Rats- und Kanzleiprotokollen der Stadt und des Klosters

Zwettl gefunden habe. Im Sommer 1661 behauptete der Bauer Michael Schüßler von Großhaslau bei Zwettl, Untertan des Klosters, als er mit dem Ortsrichter nach einem Gasthausbesuch heimging, daß in diesem Dorf drei Hexen wohnen sollten, deren eine das Ehefrau des Thomas Renkh sei. Dieser, ein Schwager des Dorfrichters, erfuhr von dem Gerücht und verklagte sogleich den Schüßler wegen dieser groben Verleumdung beim Klostersrichter. Im Verhör entschuldigte sich Schüßler mit Trunkenheit und berichtete schließlich, daß er den Hinweis auf die Hexen von einem Henker, der zugleich Wahrsager war, erhalten hätte, als er einmal diesen wegen eines Diebstahls in seinem Haus befragt habe. Das Klostergericht verurteilte daraufhin den Verleumder einerseits zur feierlichen Abbitte vor zwei Zeugen beim Ehepaar Renkh und außerdem noch zu zehn Gulden Strafe, weil er einen Wahrsager aufgesucht hatte.³⁵⁾

Die Befragung von Wahrsagern zwecks Aufklärung von Diebstählen finden wir in den zeitgenössischen Protokollen der Stadt und des Klosters des öfteren. Als im Jahr 1614 dem in Schweiggers lebenden Steinmetz Josef Peresin ein Beutel mit Silberschmuck und Münzen, der in einer versperrten Truhe lag, gestohlen wurde, schickte die Frau des Bestohlenen ihre des Diebstahls verdächtige Magd zur zauberkundigen Schulmeisterin, um diese zu fragen, wie man den Dieb ermitteln könnte. Diese ließ der Steinmetzin folgendes sagen: Diese möge zum Gebetläuten von einem frischen Grab eine Handvoll Erde nehmen und diese an die Stelle legen, wo sich der gestohlene Beutel befunden hatte. Innerhalb von drei Tagen müßte dann die gestohlene Sache wieder aufscheinen. Der Steinmetz fand nur die Erde auf diesem Platz, verklagte aber trotzdem die verdächtige Magd beim Klostergericht. Im Verhör aller Beteiligten konnte der Magd keine Schuld nachgewiesen werden, doch kam die Sache mit der Wahrsagerin auf. Diese gab alles zu und sagte, die Sache mit der Erde habe sie von anderen gehört. Nach dem Freispruch der Magd Anna Königsberger wurde der Steinmetz vom Eigenmeister (Klosterrichter, höchster weltlicher Beamter des Klosters) Joachim Welzer zur feierlichen Abbitte vor Zeugen bei der Magd und ihrem Bruder verurteilt. Außerdem mußte er eine hohe Geldstrafe bezahlen, weil er das Aufsuchen einer Wahrsagerin durch seine Frau geduldet hatte. Ob die Schulmeisterin auch verurteilt wurde, ist nicht verzeichnet.³⁶⁾ Dieser Streit im klösterlichen Markt Schweiggers hatte auch zur Folge, daß dem streitbaren Steinmetz, der in Untermiete („Inmann“) wohnte, nahegelegt wurde, den Markt zu verlassen, was dieser auch eineinhalb Jahre später tat.³⁷⁾ Er hat sich dann in der Stadt Zwettl niedergelassen, ein Haus gekauft und wurde schließlich Stadtbürger. Aber auch die Geschwister Königsberger verließen bald nach dem Prozeß den Markt. Ihnen wurde von der Marktgemeinde allerdings ein Wohlverhaltenszeugnis ausgestellt.³⁸⁾

Im Jahr 1651 ließ der Zwettler Magistrat den Wahrsager Hans Ratinger aus Grein (OÖ) verhaften. Im gütlichen Verhör berichtete der Wahrsager über seine Ausbildung als Wahrsager und seine Erfolge. So habe er aus gedruckten und geschriebenen Büchern gelernt und fast zwölf Jahre lang bei Zigeunern in Ägypten praktiziert. Durch die Beschwörungen des Teufels hätte er seinen Namen hergeben müssen und hieße nun „Zsup“. Weiters behauptete er, daß er beim Wiederfinden von verlorenen Dingen großen Erfolg gehabt und beispielsweise einem Dechant geholfen hätte, das verlorene Geld wiederzufinden. Der Magistrat hielt das meiste für Geschwätz und verurteilte den Wahrsager zu einer schweren Leibesstrafe (Auspeitschen beim Pranger) und anschließend an die Untersuchungshaft zur Landgerichtsverweisung.³⁹⁾

Im Jahr 1665 beschuldigte der Klosterholde Thomas Kastner aus Oberstrahlbach seinen Nachbarn Adam Zwieselmayr aufgrund eines Hinweises des Wahrsagers Hans Treschke

aus Böhmen, daß ihm Zwieselmayr Geld gestohlen hätte. Die Klage wurde vom Kloster-richter mangels an Beweisen abgewiesen und der Kläger mit vier Taler (zirka sechs bis acht Gulden) bestraft, weil er „verbothene Wahrsagerey zugelassen hat.“⁴⁰⁾

Zuletzt noch ein Beispiel: Im Jahr 1707 klagte der Zwettler Bürger Pappauer beim Magistrat gegen einen unbekanntem Täter, der ihm zum Spott einen Fensterladen an den Pranger gehängt hatte. Um den Täter auszuforschen, so erzählte er unvorsichtigerweise, bat er den Freimann Schüttenhelm in Gmünd, der als Wahrsager galt, um Rat. Dafür mußte Pappauer auf Befehl des Magistrats im Kellerarrest büßen.⁴¹⁾

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nehmen die Prozesse gegen Hexen, Zauberer und Wahrsager — sofern nicht betrügerische Absicht vorlag — ziemlich rasch ein Ende. Von der sogenannten Kunst des „Wendens“ ist weder in der zeitgenössischen Kriminalliteratur noch in den Prozessen jemals die Rede. Dieser Ausdruck aus dem Reich der Volksmedizin wurde wahrscheinlich immer positiv als „die Krankheit zum Guten zu wenden“ aufgefaßt und praktiziert. Daher gab es auch keine strafrechtliche Verfolgung, die nur im negativen Sinne „eine Krankheit anzunehmen“ zur Anwendung kam. Beim Wenden kann auch keine Verbindung mit dem Teufel angenommen werden, da bei dieser Kunst christliche Gebete eine sehr große Rolle spielen.⁴²⁾ Obwohl bereits im 17. Jahrhundert verschiedene Persönlichkeiten gegen die Hexenprozesse Stellung genommen hatten, begann sich erst im 18. Jahrhundert die Aufklärung durchzusetzen. Nachdem Kaiserin Maria Theresia in einer Resolution vom 1. März 1755 generalisierend jede Art von Zauberei für Betrug erklärt hatte, hielt die Herrscherin in einer Landesverordnung, vom 5. November 1766, das Verbrechen der Zauberei in Verbindung mit dem Bösen zumindest theoretisch aufrecht. Immerhin fand man den Mut, im § 3 dieser Verordnung ausdrücklich zu erklären: „Wie weit aber der Wahn von Zauber- und Hexen-Weesen bey vorigen Zeiten bis zur Ungebühr angewachsen seye, ist nunmehr eine allbekannte Sach. Die Neigung des einfältiggemeinen Pöbels zu abergläubischen Dingen hat hiezu den Grund geleyet, die Dumm- und Unwissenheit, als eine Mutter der Verwunderung, und des Aberglaubens, hat solchen befördert, woraus dann, ohne das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, bey dem gemeinen Volk die Leichtgläubigkeit entsprungen, all solche Begebenheiten, die selbes nicht leicht begreifen kann, und doch nur aus natürlichem Zufall, Kunst, oder Geschwindigkeit herrühren, ja sogar solche Zufälle, so ganz natürlich seyend, als Ungewitter, Vieh-Umfall, Leibs-Krankheiten, ec. dem Teufel und seinen Werkzeugen, nemlich den Zauberern und Hexen ec. zuzuschreiben. Diese Begriffe von zahlreichen Zauber- und Hexen-Geschmeiß wurden von Alter zu Alter fortgepflanzt, ja den Kindern fast in der Wiegen mit fürchterlichen Geschichten, und Märlein eingepreget, und andurch solcher Wahn allgemein verbreitet, und immer mehr bestärket, auch selbst in Abführung dergleichen Prozessen ist von denen ächten Rechts-Reguln großen Theils abgewichen worden.“⁴³⁾ Aber erst unter Kaiser Joseph II., damals noch Mitregent seiner Mutter, wurden mit Patent vom 2. Jänner 1776 die Tortur (Folter) aufgehoben und 1787 die Hexenverfolgung endgültig eingestellt.⁴⁴⁾

Vorliegende Arbeit ist meines Wissens der erste Versuch in Niederösterreich, einzelne Herrschaftsarchive systematisch nach solchen Kriminalfällen durchzusehen. Ich bin überzeugt, daß sich bei ähnlichen Studien in anderen Herrschafts-, Gemeinde- und im Niederösterreichischen Landesarchiv noch viele ähnliche Fälle von Hexen- Zauberer- und Wahrsagerprozessen finden lassen.⁴⁵⁾

TRACTATUS
Polyhistoricus Magico-Medicus
Curiosus,

Oder
Ein kurzer / mit vielen verwunderlichen
Historien untermengter Bericht
von dem

Beschreyen
und
Verzaubern /

Auch denen dar aus entspringenden
Kranckheiten und zauberischen Schäden.

Was dasselbe eigentlich sine? aus waferen Ursachen solches herkomme? wie sich vor solchen Unweisen zu hüten? Und auf was Weis die baraus entstanden Kranckheiten und zauberische Schäden / vermittelst eines andächtigen Gebets / und deren dazu gehörigen befondern Argwohn / Mitteln curiret werden können?

Alles aus berühmter Alter und Neuer Medicorum Scriptis, auch aus eigener Erfahrung / und 42. jähriger Praxis zusammen getrogen und hervor gegeben

Von
Eberhardo Gockelio, Med. D.

Frankfurt und Leipzig /
Ben Johann Martin Hagen 1717.

*Buch eines gelehrten Doktors
der Medizin über das
„Beschreyen“ und Verzaubern
von 1717.*

(Fotos: Redaktionsarchiv)

DE PRAESTIGIIS DAEMONVM.

Von Zauberey / wo
her sie jren vrsprung hab / wie manigfaltig
dieselbig sey / wie sie geschehe / welche da-
mit verhasst seindt: vnd welcher massen den je-
nigen so damit belect / zuhelffen: auch von ordentlicher straff
derselben / sechs Bücher / von dem Hochgeleritz Herrn Johan
Weyer des Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten
vnd Herrn / Herrn Wilhelmen Herzogen zu Eul-
lich / Cleue vnd Berg z. Medico
selbs beschriben.

Leset / verstehet vnd vrtheilet / dann
der grund verborgen liegt.

Wölt keine gemeinschafft haben mit den
Teuffelen / 1. Corinth. 10.

Widerstehet dem Teuffel / vnd er wirdt von
euch abweichen. Jacobi 4.

Adam Wele

Cum Gratia & Priuilegio.
Anno 1567.

*Das erste Buch gegen die Hexenprozesse und Zau-
berei als Aberglauben.*



Der Ankläger (Verleumder) muß vor Zeugen Abbitte leisten.

(Aus einem Buch von 1659)

ANMERKUNGEN

- 1) Nach **Fritz Byloff**, Das Verbrechen der Zauberei (crimen magiae). Ein Beitrag zur Geschichte der Strafrechtspflege in Steiermark. (Graz 1902). Iff.
- 2) **Ders.**, Hexenglaube und Hexenverfolgung in den österreichischen Alpenländern. (Berlin, Leipzig 1934) (Quellen zur deutschen Volkskunde. Bd. 6).
- 3) Am ausführlichsten beschäftigt sich mit dem Hexenglauben auf wissenschaftlicher Grundlage das Werk von **Wilhelm Gottlieb Soldan**, Geschichte der Hexenprozesse, bearb. von Heinrich Heppe. 2. Aufl. (Stuttgart 1880).
- 4) Wie Anm. 1. S. 424 ff.
- 5) Das Wort „Wenden“ bedeutet in der Volksmedizin soviel wie „Umkehren“: „bessern“ bei Krankheiten. Das „Wenden“ ist nach der Meinung vieler Waldviertler eine geheimnisvolle Kunst, die mündlich an bestimmte Personen weitergegeben wird. Somit liegt dem Wenden ein magisches und ein medizinisches Element zugrunde.
Literatur (Auswahl): **Othmar Skala**, Das Ansprechen von Krankheiten, in: Das Waldviertel (Abk. Wv), 1934, 9 ff; **Walter Pongratz**, Vom Zahnweh-Wenden in der Umgebung von Kautzen, in: Wv 1963, 92 f; **Ernst Krenn**, Geheimnisvoller Zauber als Zeuge alter Kultur. Vom Verneiden und Wenden im Gebiet der kleinen Thaya, in: Wv 1956, 214 ff; **Edith und W. Wagesreiter**, Etwas über das „Wenden“, in: Wv 1966, 228 ff; **Franz Schmutz-Höbarthen**, Zaubersprüche und Zeremonien, in: Wv 1963, 36 ff; **Hermann Steininger**, Eine Sator-Formel aus dem nordwestlichen Waldviertel, in: Wv 1966, 471 ff; **Franz Seibzededer**, Über das „Wenden“, in: Wv 1978, 25 ff; **Franz Schmutz-Höbarthen**, Von der Drud und dem Drudenfuß, in: Wv 1966, 228 ff; **Sepp Koppensteiner**, Der „Fraisbrief“, in: Wv 1968, 34; **Hannelore Figl**, Das Wenden in Niederösterreich, ein Beitrag zur Volksmedizin. (Wien, phil. Diss. 1962); **Geheimnisvoller Zauber**, in: Heimatkunde des Bezirkes Gmünd, 3. Aufl. (Gmünd 1986), 376 ff.
 Über **Hexer, Hexen und Aberglauben**:
Edith und W. Wagesreiter, Etwas zur „Verschreifrage“, in: Wv 1966, 221 ff; **Walter Pongratz**, Hexenglaube im Waldviertel, Wv 1965, H. 3-4, 59 f; **Franz Schmutz-Höbarthen**: Erlebnisse eines Sonntagskindes. (Hexenbeobachtung), in: Wv 1963, 8 f; **Josef Pfandler**, Hexen und Hexenwahn, in: Wv 1969, 315 ff; **ders.**, Vom Teufel im Volksglauben, Wv 1968, 35 ff; **ders.**, Gokulorum (Zauberer im Bezirk Gmünd), in: Dämonie und Magie (Krems an der Donau 1958), Ioff; **Sepp Koppensteiner**, Das „Urandl“ (Zaubermittel), in: Wv 1968, 179; **Hans Biegelbauer**, Aberglaube aus der Gegend um Kirchbach, Bez. Zwettl, in: Wv 1968, 176 f; **Hexen und Zauberer**, in: Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Jg. II (Wien 1877), 289 ff.
- 6) Wie Anm. 1. 305 ff.
- 7) **J. Wierus**, de praestigis daemonium (Basel 1564), lib. II, cap. 31. Diese Rezepte sind der „Magia naturalis“ des Johann E. Porta (Lyon 1561). 180 f. entnommen. Die Bestandteile der Hexensalbe waren Bilsenkraut, Stechapfel, Wolfsmilch, Schierling, Mohn und Mandagorawurzel.
- 8) **Walter Pongratz**, Volksmedizin, alte Bräuche und Zauberei, in: W. Pongratz und Josef Tomaschek, Heimatbuch der Marktgemeinde Großschönau (1975), 165.
- 9) Von medizinischer Seite her wird darauf hingewiesen, daß man diejenigen, die glaubten, zaubern zu können, und mit dem Teufel zu verkehren, kurzweg als Geisteskranke erklärt hat. Wahnvorstellungen von Irrsinnigen wurden für bare Münze genommen. Wie Anm. 1, 313 ff.
- 10) Vergl. das Schrifttum über „Schalensteine“ im Waldviertel: **Walter Pongratz**, Literatur zum Problem „Schalensteine“, in: Wv 1975, 16 f; **ders.**, Zum Problem Schalensteine, Opfersteine, Restlinge, in: Wv 1973, 33, 103 f.
- 11) Wie Anm. 1. 100 ff.
- 12) Der bekannteste Bekämpfer des Hexenwahnnes seiner Zeit war der Jesuit **Friedrich von Spee**. Er war der erste, der in seiner „Cautio criminalis“ (1631) die rechtslogisch nicht haltbare Konstruktion des „pactum diaboli“ bekämpfte. Wie lange man noch auch von medizinischer Seite an die Zauberei glaubte, beweist das 1717 in Frankfurt und Leipzig erschienene Buch von **Eberhard Gockel**, Med. D., „Tractatus Polyhistoricus Magico-Medicus Curiosus, oder eine kurze mit vielen verwunderlichen Historien untermengter Bericht von dem Beschreyen und Verzaubern...“
- 13) Hals oder Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. vom Jahr 1532, hg. von Kurt Müller (Leipzig, um 1920), (Universalbibliothek Nr. 2990), Art. 109, 54.
- 14) **Codex Austriacus**, Band 2 (Wien 1704), 520.
- 15) **Codex Austriacus**, Band 1 (Wien 1704), 659 ff.
- 16) Unter den erschwerenden Umständen wird unter Punkt 5 das „Einheilen“ von Hostien genannt, um sich „gefrohren zu machen“. Man versuchte, Hostien sich einzuoperieren, um sich unverwundbar oder um keine Aussage, auch unter der Folter, machen zu können: „Schilling“=30 Rutenstreiche; „Segensprecher“=vermutlich „Wender“.
- 17) Wie Anm. 1a.
- 18) Vergl. **Helmuth Feigl**, Die niederösterreichische Grundherrschaft. (Wien 1964), (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 16), 174 ff.
- 19) Wie Anm. 1a, Byloff, 29.
- 20) Wie Anm. 1a, Byloff, 29, 38, 44, 45, 46, 55, 125.

- 21) Wie Anm. 1a, Byloff, 71.
- 22) **Johann Newald**, Hexenprozess aus dem Jahr 1641, in: *Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich*. Bd. 2 (Wien 1868), 124 f.; **Ernst Katzer**, Ein Hexenprozess in Gutenstein aus dem Jahr 1641, in: *Unsere Heimat*, NF 41 (Wien 1970), 68-78.
- 23) **Hans Wolf**, Ein Hexenprozess auf dem Landgericht Falkenstein in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: *Unsere Heimat*, NF 9 (1936), 90-95.
- 24) **Codex Austriacus**, Bd. 1 (Wien 1704), 475.
- 25) Die Ratsprotokolle (Abk. RP) der Stadt Zwettl beginnen im Jahr 1553, sind aber lückenhaft. Sie befinden sich im Stadtarchiv (Abk. StZA). Die Stadt wurde im Jahr 1419 landesfürstlich. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde der jeweilige Stadtrichter vom Landesfürsten mit der Hochgerichtsbarkeit über die Stadt und den Landgerichtsbezirk Zwettl belehnt. Die Kanzleiprotokolle (Abk. KP) des Klosters Zwettl beginnen im Jahr 1582 und sind ebenfalls lückenhaft. Sie befinden sich im Archiv des Klosters (Abk. KIZA). Das Kloster wurde im Jahr 1251 durch den Kuenringer Albero V. insofern gerichtlich privilegiert, als dieser die Klosterholden vom zuständigen Landgericht (Zwettl) mit Ausnahme der drei todeswürdigen Fälle, wie schwerer Diebstahl, Notzucht und Mord befreite. Das Kloster Zwettl erwarb erst im Jahr 1601 das Landgericht Kühbach (pol. Bez. Zwettl, heute TÜPL). Ein Kloster Richter besorgte die Amtsgeschäfte bereits seit dem 16. Jahrhundert.
- 26) 1609 XI 4, RP, Hs 2/8, StZA.
- 27) 1558 VII 21, RP, Hs 2/1, StZA.
- 28) **J. Andreas Schmeller**, Bayerisches Wörterbuch, Band 2 (München 1877, Nachdruck), Sp. 292 f.
- 29) **Franz Mestán**, Ein Zeugnis des Hexenwahns, in: *Das Waldviertel*, Jg. 10 (Waidhofen a. d. Th. 1937), 172.
- 30) **Edmund Friefß**, Zum Hexenglauben in Niederösterreich im 17. Jahrhundert, in: *Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich*, Jg. 20 (1921), 60.
- 31) Die „Fi(e)dl“ war ein hölzernes Schandinstrument mit aufklappbarem Brett in Geigenform, in das Hals und Arme eingespannt wurden. Es kam nur bei Frauen in Anwendung. (Vergl. **Otto Schilder**, *Heimatkunde heute*, Horn 1977, 51.); **Hermann Steiningner**, *Schandfiedeln im Waldviertel* (Krems, 1974) (Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Bd. 7).
- 32) Wie Anm. 22, **Ernst Katzer**, 77; andere Beispiele, 78.
- 33) **Ernst Katzer**, Ein Fall aus dem Landgericht Merkenstein, in: *Kulturberichte aus Niederösterreich* Jg. 8 (Wien 1967), 62.
- 34) Wie Anm. 22, E. Katzer, 78.
- 35) 1661 VIII 12, KP, Hs 6/32, 219v, KIZA; Das Aufsuchen von Wahrsagern und Zauberern wurde bereits in der „Carolina“ (Anm. 12), Art. 109, und später in einem Mandat Kaiser Ferdinands II. vom 5. Dezember 1633 über „Tugendsame-Lebens-Führung“ (Codex Austriacus Band 2, Wien 1704, 553 f) als „malefizisch“ erklärt und dem Landgericht zur Bestrafung nach Ermessen zugeteilt.
- 36) 1614 II 28, KP, Hs 6/24, fol. 433, KIZA.
- 37) 1615 VIII 2, KP, Hs 6/24, fol. 686, KIZA.
- 38) 1614 X 6, KP, Hs 6/24, fol. 474, KIZA.
- 39) 1651 II 28, RP, Hs 2/10, StZA.
- 40) 1665 IX 5, KP, Hs 6/33, fol. 156v, KIZA.
- 41) 1707 VIII 26, RP, Hs 2/13, fol. 22, StZA.
- 42) Vergl. wie Anm. 4.
- 43) Wie Anm. 1a, **Byloff**, 161 f; vergl. **Anpreisung** der allergnädigsten Landesverordnung... wie es mit dem Hexenprozesse zu halten sey... (München 1767).
- 44) **Karl Gutkas**, *Geschichte des Landes Niederösterreich*, 6. Aufl. (St. Pölten 1983), 346 u. ö.
- 45) Vergl. zuletzt: **Thomas Winkelbauer**, *Der Gföhler Zauberei- und Hexenprozess von 1592/93*... in: *Unsere Heimat*, Jg. 58 (1987), 1-29. **Hexen und Zauberer**. Steirische Landesausstellung 1987 auf der Riegersburg (Oststeiermark). Graz, Leykam-Verlag 1987).
Band 1: Die große Verfolgung — ein europäisches Phänomen in der Steiermark; Hrsg.: **Helmfried Valentinitsch**.
Band 2: Katalog der Steirischen Landesausstellung 1987.

Schalladorf und die „Burg von Gradnitz“

Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte des Raumes um Zwettl

Die Erschließung und Besiedlung dieses Gebietes ab dem 12. Jahrhundert ist bekanntermaßen eng mit den Herren von Kuenring und den Zisterziensern des Stiftes Zwettl verbunden. Aber schon früher, so wird heute allgemein angenommen, hatte hier eine erste, spärliche Besiedlung stattgefunden.¹⁾ Ortsnamen wie Zwettl, Gerotten, Gradnitz u. a. weisen deutlich auf eine slawische Besiedlung hin, deren Entstehung schon früher erfolgt sein dürfte. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Ortschaft Gradnitz, deren Erstnennung 1139 Grademize²⁾, auf eine Wehranlage schließen läßt. Straßberger übersetzt Gradnitz mit „Gegend um die Burg“.³⁾ Wo diese „Burg“ sich befinden sollte, war meines Wissens bisher nicht bekannt. Als Besitzer eines Zweitwohnsitzes in der an Gradnitz angrenzenden Ortschaft Großhaslau befaße ich mich seit einigen Jahren mit der Erforschung dieses Gebietes vor allem aus Primärquellen wie Urbare, Grundbücher und dergleichen, aber auch durch Flurbegehungen.

Nach der Entdeckung und Lokalisierung eines Wehrhofes von Großhauslau⁴⁾ hatte ich mein Hauptaugenmerk einer Fluranlage dieses Dorfes zugewendet, die den auffälligen Namen „Schalladorf“ trägt. Dort befindet sich eine Reihe von Wiesen und Äckern in einer sanften Mulde, die sich durch nichts von ihrer Umgebung unterscheidet, wenn da nicht der Name wäre. Die hier lebenden Bauern nennen diese Flur „Scholadorfer“ und wissen von einem Dorf zu berichten, welches einstmals hier stand und angeblich während des Dreißigjährigen Krieges verödete. Dies wurde sogar vor Jahren noch in der hiesigen Volksschule gelehrt und dabei auch erwähnt, daß man ganze Tongefäße und sogar verschüttete Brunnen gefunden habe. Wo diese Brunnen gewesen sein sollten, weiß allerdings niemand mehr zu sagen. Ich komme später noch darauf zurück. Nun wurden bekanntlich viele Greuelthaten des Dreißigjährigen Krieges den Schweden angelastet, darunter auch solche, die sie nicht verübt hatten. Zum anderen haben aber gerade die Flurnamen die Eigenheit, sich über Jahrhunderte hinweg zu erhalten. Die älteste bisher gefundene Nennung von Schalladorf befindet sich in einem Zinsbuch über verpachtete Wiesen und Äcker des Stiftes Zwettl aus den Jahren 1575-1626.⁵⁾ Hier wird u. a. ein Christoff Riedl genannt, der „von ain Tagwerk neuen Reith so derzeit Ödt liget“ jährlich acht Pfennig zu entrichten hatte. Ein Zusatz im Jahr 1578 vermerkt „Schaledorf genandt“. Somit kann Schalladorf nicht im Dreißigjährigen Krieg verödet sein, wenn es schon 1578 als „Ödt“ bezeichnet wird. Um etwas Licht ins Dunkel zu bringen, muß man allerdings schon ein wenig weiter zurückgreifen. Hier bieten sich die Urbare des Stiftes Zwettl an, welches seit 1138 die Herrschaft über dieses Gebiet besaß.

Ein erster Hinweis, der bisher kaum Beachtung fand, findet sich im Urbar des Abtes Ebro aus dem Jahr 1280.⁶⁾ Hier wird das Dorf „Haselowe“ (heute Großhauslau) mit 30 Lehen und 9 Hofstätten, sowie zwei Gärten angegeben. Bereits 30 Jahre später, um 1311, scheint im Gültbuch des „Liber fundatorum“, kurz „Bärenhaut“ genannt, das Dorf „Haselowe“ nur mehr mit 24 Lehen und 10 Hofstätten, dazu aber mit vier Gärten auf, wobei bei diesen auch deren Besitzer namentlich angegeben werden.⁷⁾ Mit Ausnahme zweier Namensnennungen in Urkunden des Stiftes Altenburg aus den Jahren 1223, 1283 und 1283 sind dies die ersten Einwohnernamen die vor fast 700 Jahren in „Haselowe“ aufscheinen. Ein *Chunrad* hatte jährlich zu Georgi 30 Pfennig für einen Acker zu bezahlen, ein *Frideric*

diente zum Dreikönigstag drei Pfennig für einen jener vier Gärten, ein *Hierzo* fünf Pfennig für einen solchen und eine „*Ernesti Uxor*“, die Gattin eines Ernest, hatte ebenfalls vier Pfennig für einen dieser Gärten zu bezahlen. Die letztgenannte wird übrigens auch als „*Domina*“, Herrin, bezeichnet und scheint kaum eine einfache Bauersfrau gewesen zu sein. Diese Annahme wird noch dadurch verstärkt, daß in jener oben angeführten Urkunde aus dem Jahr 1283⁸⁾ in der Reihe der Zeugen ein *Fridericus Officialis* de Haslowe genannt wird, der mit dem oben erwähnten *Frideric* offensichtlich ident ist und ebenfalls kein gewöhnlicher Bauer gewesen sein dürfte. Zuletzt wird noch ein *Leupold* genannt, der fünf Pfennig für eine Wiese zu bezahlen hatte. Diese Wiese und die vorhin aufgezählten Gärten werden im Urbar von 1346⁹⁾ ausdrücklich als „Wiesen die früher einmal Gärten waren“ bezeichnet. In allen darauffolgenden Grundbüchern bis ins 19. Jahrhundert werden sie bereits als „Überländwiesen“ bezeichnet. Hier haben wir es ganz offensichtlich einerseits mit den Gartenäckern jener sechs Lehen (von Schallerdorf) zu tun, die 1280 noch in den 30 Lehen von Haselowe inbegriffen waren, andererseits scheint es sich bei den vorhin aufgezählten Namen um die Angehörigen einer niedrigen Adelsschicht zu handeln. Die Ortschaft „Haselowe“ selbst hatte von ihrer Gründung an immer jene 24 Urlehen, die bei Zisterziensergründungen angestrebt wurden, auch die drei Urfelder (Dreifelderwirtschaft) weisen jeweils nur 24 Lusstreifen auf. Somit können diese sechs Lehen nur außerhalb der eigentlichen Ortschaft „Haselowe“ gelegen sein. Ein Blick auf die Karte des Franziszäischen Katasters¹⁰⁾ zeigt die Flur „Schallerdorf“ im Bild oben mit sechs nebeneinander liegenden Wiesen.¹¹⁾ Darunter reihen sich die Wiesen- und Ackerstreifen, an denen alle 24 Lehen der Ortschaft Großhaslau ihren Anteil haben, zu einem kompakten Block. Die beiden letzten Parzellen am unteren Ende sind heute Gemeindegrund. Sie waren früher Dominikalgrund und liegen direkt an der Gradnitzer Flurgrenze; ich komme noch später auf sie zurück.

Ein heute noch vorhandener Weg führt von rechts nach links mitten in jene obigen sechs Wiesen und verliert sich dort. Zu Beginn des Weges befindet sich heute noch knapp am Wegesrand eine Vertiefung, aus der Wasser austritt. Die Bauern sagen, hier wäre schon immer ein sogenanntes „Feldbründl“ gewesen, dessen Wasser wegen seiner Kühtheit und seines guten Geschmacks von den Leuten bei der Feldarbeit, vor allem an heißen Sommertagen, geschätzt war (noch nach dem Krieg). Es wäre gut möglich, daß es sich hier um einen jener, zu Beginn erwähnten, verschütteten Brunnen handelt. Auf diesen Wiesen befand sich ganz eindeutig ein kleiner Weiler, dessen Häuser vermutlich zu beiden Seiten des Weges standen. Der heutige Besitzer der mittleren Wiese (Parzellennummer 1880, 1881 und 1882), der Haslauer Landwirt Franz Scharf (Haus Nr. 28), führte im Herbst 1985 neben jenem Weg Drainagierarbeiten auf einer Länge von ca. 10 Metern durch, wobei vom Bagger mehrere ebenmäßig behauene Steine (Fundamente?) mit bis zu einem Meter Länge in etwa einem halben Meter Tiefe zutage gefördert wurden.

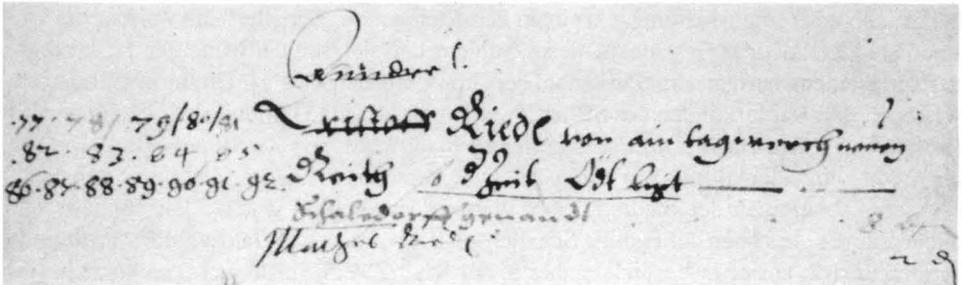
Bei einer späteren genauen Besichtigung der nur grob zugeschütteten Aufgrabung fand ich ein Randstück eines Tontopfes mit Graphitbeimengung und noch einige größere Steine mit zum Teil beträchtlichen Mörtelspuren. Es handelte sich dabei um stark lehmhaltigen Mörtel von geringer Festigkeit. Schon bei früheren, wiederholten Begehungen des Geländes zu verschiedenen Jahreszeiten, konnte ich immer wieder Bodenunebenheiten feststellen, die auf Mauerreste schließen lassen. Filmaufnahmen bei tief stehender Sonne zeigen deutliche Umrisse von Gebäuden. Der zweite Ackerstreifen unterhalb dieser Wiesen wird in den Grundbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts als „Überländtacker in der Schaftrift“ bezeichnet. Zuletzt fand sich noch ein wichtiger Hinweis in der Dominikal-Fassion des Stif-

tes Zwettl, im „Theresianischen Kataster“ aus dem Jahr 1751.¹²⁾ In der Rubrik „Herrschafts Äcker dehrmahlen umb einen Zünß verlassen (verpachtet) worden“ heißt es hier bei Großhaslau; „Im Schallahoff und Schalldorff 2 Joch Acker zu je 20 Gulden“. Nun gab es neben einem Schallerdorf plötzlich auch noch einen Schallerhof für den als Standort nur jene, vorhin erwähnten Gemeindeparzellen mit den Nummern 1955 und 1956 in Frage kommen. Eine weitere Feststellung erhärtet diese Annahme. Der entlang der Schallerdorfer Flur führende Feldweg führt zu diesen beiden Parzellen und verliert sich scheinbar hier. Geht man aber noch einige Schritte weiter durch den hier beginnenden Gemeindewald der angrenzenden Ortschaft Gradnitz befindet man sich plötzlich auf einem nach drei Seiten abfallenden Hügel der, nur schütter von Hochstämmen bewachsen, sich exakt im Winkel des Zusammenflusses eines kleinen Bächleins in den Gradnitzbach befindet. In der Grenzbeschreibung der Theresianischen Fassion wird dieses kleine Bächlein als „Schalidorfgräbl“ bezeichnet.¹³⁾ In Blickweite führt jenseits des Gradnitzbaches ein Weg vorbei der von der Gradnitzer Bevölkerung „Bolnsteigweg“ genannt wird und sicherlich mit jenem Polansteig identisch ist, welcher als Begrenzung des ursprünglichen Klosterbesitzes in den Urkunden erwähnt wird.¹⁴⁾ Dahinter sieht man ebenfalls noch in Blickweite das Dorf Gradnitz. Der Hügel selbst wird an seiner rechten Längsseite von zwei parallel führenden Gräben mit Wall umfassen, deren Breite ziemlich gleichmäßig 2,5 Meter beträgt und die heute noch ½ Meter tief sind. An der linken Seite wird der Hügel so von einem Waldweg angeschnitten, daß nur noch ein Graben vorhanden ist, der aber etwa die gleichen Ausmaße wie auf der rechten Seite aufweist. Nach vorne zu verflachen die Gräben, einige kleinere Hügel deuten möglicherweise auf die Überreste einer Toranlage hin. Die hintere Seite liegt im dichten Unterholz und wird von einem teilweise tiefer liegenden Weg begrenzt. Die Abmessungen der von den Gräben eingefassten Hügelkuppe betragen etwa 40 Meter in der Breite und rund doppelt soviel in der Länge; außer einigen Vertiefungen weist die Kuppe des Hügels weder Mauerreste noch sonstige Besonderheiten auf. Die Position der Wehranlage ist offensichtlich im Zusammenhang mit dem Dorf Gradnitz, sicher aber auch mit jenem „Polansteig“ genannten alten Fernweg zu sehen.

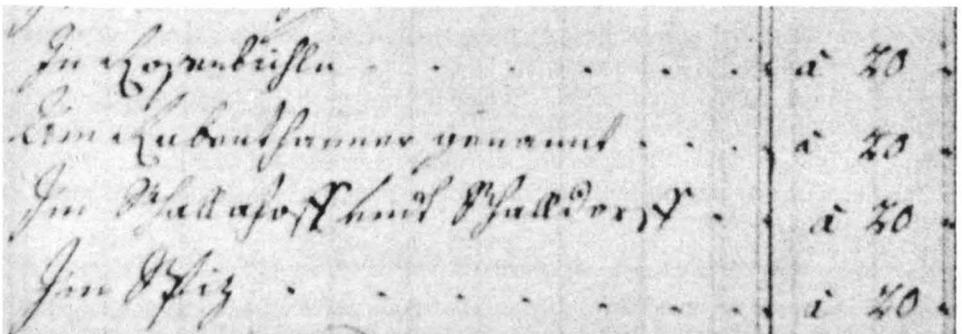
Zusammenfassend ergibt sich folgendes Bild: In unmittelbarer Nähe von Gradnitz, am gegenüber liegenden Hang des Gradnitzbachtals, befand sich eine (slawische?) Wehranlage, an deren Rückseite anschließend (heute bereits auf Haslauer Gebiet) ein Wirtschafts- oder Meierhof („Schallahof“) stand und an dem, wieder hangaufwärts, sich die Schallerdorfer Gründe anschlossen. An deren oberen Ende, auf jenen sechs Wiesen, befand sich der kleine Weiler Schallerdorf (siehe Karte), über dessen Entstehung und Alter sich nur vermuten läßt. Es scheint jedoch, daß „Schallerdorf“ mit seinen Gründen bereits vor Großhaslau, das 1156 erstmals urkundlich genannt wird, bestanden hat¹⁵⁾, doch müßte es in diesem Fall einen anderen, vielleicht slawischen Namen getragen haben. Ein Blick auf das Mappenwerk des Franzisziänschen Katasters von 1824 scheint diese Hypothese zu beweisen.¹⁶⁾ Bei der Rodung eines der drei Haslauer Urfelder, des sogenannten „Breitlüß-Feldes“ muß die bereits bestehende Siedlung „Schallerdorf“ eine begrenzende Wirkung auf dieses Feld gehabt zu haben. Etwa um 1300 dürften die Gründe des verödeten Weilers als „Hausüberländ“ gleichmäßig auf die 24 Haslauer Urlehen aufgeteilt worden sein, während die sechs Gärten bereits früher Einzelpersonen als Überländ gehörten (siehe Anm. 8). Seit wann der Namenswechsel dieser Gründe zu „Schallerdorf“ besteht, ist schwer feststellbar, weil dieser Name relativ spät aufscheint. Sollte dieser auf eine Besitzerfamilie zurückgehen, wäre dies erst seit dem 14. Jahrhundert möglich. Der „Schallahoff“ wird, wie bereits erwähnt,



Blick von Gradnitz auf den Burgstall (Wehrhügel, rechts oben). Mitte links: teilweise sichtbar der „Polnsteig“ (Polansteig) (alle Fotos: W. Klomfar)



Zinsbuch über verpachtete Wiesen und Äcker von 1575 bis 1626
(Archiv Stift Zwettl, Hs. 6/13, fol. 63)



Maria Theresianische Fassion von 1751 (VOMB 1054, 196, NÖLA)

noch um 1751 in der „Theresianischen Fassion“ genannt und als Herrschaftsgrund angeführt. Sein Standort ist aber fraglich.

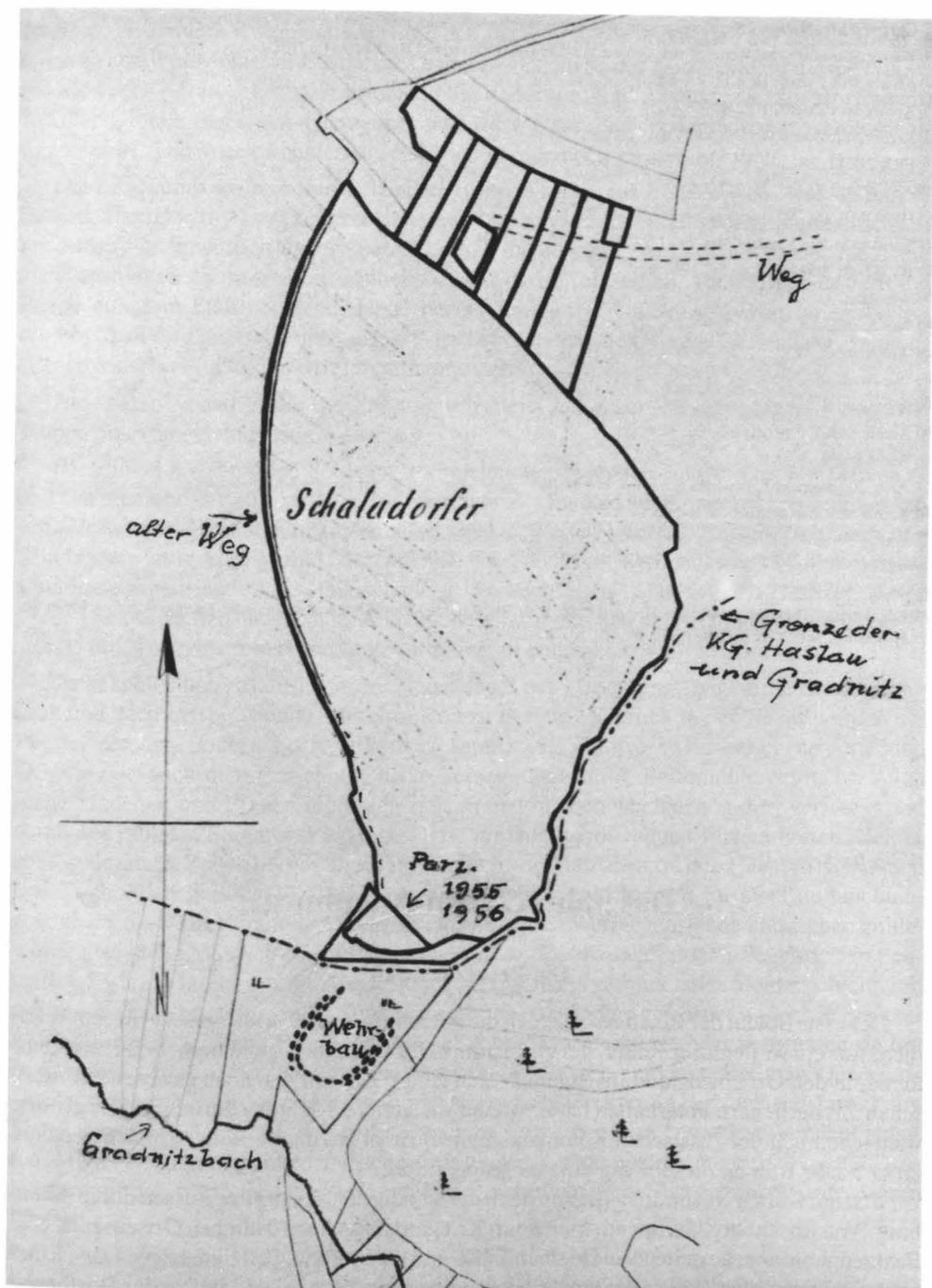
Was nun die oben geschilderte ehemalige Wehranlage betrifft, so war diese zweifelsohne einstmals der Sitz eines Kleinadeligen, der den Zisterziensern vermutlich bald unbequem wurde. Das Kloster war naturgemäß an solchen Adelssitzen innerhalb ihres Besitzes nicht interessiert, trachtete nach deren Abschaffung und ließ dann die Wehranlagen verfallen. Ein solcher Vorgang war die Regel. In diesem Zusammenhang ist das Urbar von 1346 interessant¹⁷⁾, wo bei Gradnitz ein kleiner (Wehr-?)Hof („curtiala“) erwähnt wird, auf dem ein „malefactor“ (=Übeltäter) saß. Der Abt des Stiftes gestattete der Gemeinde, den Hof abzubrechen und die drei Käse, die der Hof diente, in Zukunft selbst zu dienen. Ein sicher nicht alltäglicher Vorgang und zugleich eine Bestätigung des vorhin Gesagten, da gewöhnliche Untertanen nicht nur Naturalabgaben, sondern vor allem Geldabgaben zu leisten hatten. Noch im Grundbuch von 1498-1565¹⁸⁾ wird bei Gradnitz „Der Khess vom aprochn Hawsslein“ erwähnt, der eine Zeitlang nicht entrichtet worden war. Eine große Wiese, nicht weit von der Wehranlage entfernt und ebenfalls an der Haslauer Flurgrenze liegend, wird bereits 1346¹⁹⁾ als Überländ mit der Bezeichnung „Vronwies“ — später „Frawnwies“, Frauenwiese — angeführt. Im ersten Grundbuch des Stiftes Zwettl von 1457²⁰⁾ scheinen „Dy gasner (Gassner) von Grednicz“ als Besitzer der „Frawnwiß“ auf, wahrscheinlich zu Leibgedinge. Bereits 1546 wurde die Wiese ähnlich wie beim abgekommenen „Gaislhof“ bei Schweiggers in vier Teile geteilt und als „Überländ“ an Bewohner von Gradnitz, aber auch von angrenzenden Dörfern, wie Wolfgers, Rabenthan und Haslau, verpachtet.²¹⁾

Was nun, abschließend, die Entstehung der Namen „Schallerdorf“ und „Schallerhof“ betrifft, so wäre eine Ableitung von einem Personennamen „Schaller“ am wahrscheinlichsten. Ein kleinadeliges Geschlecht dieses Namens läßt sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Weißenalbern und am Purkenhof bei Großschönau (pol. Bez. Gmünd-Weitra) nachweisen.²²⁾ In zwei Urkunden des Stiftes Zwettl vom 24. Juli 1393 und vom 19. März 1391 (Stiftsarchiv) wird ein *Weikart der Schaller* als Stadtrichter von Zwettl angeführt. Ein solches Amt wurde damals nur von (klein-)adeligen Personen bekleidet. Zieht man nun einerseits das Abkommen der Siedlung „Schallerdorf“ zu Beginn des 14. Jahrhunderts und andererseits das Auftreten der Familie Schaller seit der Mitte des 14. Jahrhunderts im angrenzenden Bezirk, später insbesondere aber in der Stadt Zwettl, in Betracht, so könnten sich hier durchaus Zusammenhänge ergeben. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß es innerhalb eines doch relativ kleinen Bereiches, noch dazu zur selben Zeit, zwei Schallerfamilien gegeben hat, die nicht miteinander verwandt waren. Noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts wird in den Kanzleiprotokollen des Stiftes Zwettl ein Leopold Schaller — vermutlich ein verbäuerlichter Nachkomme dieser Familie — in Gschwendt bei Zwettl erwähnt, dem bei einem Brand 13 Rinder verbrannten. Er muß für die damaligen Verhältnisse sehr wohlhabend gewesen sein. Als tragisches Detail wird dazu noch kurz vermerkt: „Ein Kind verbrannt, ein Bub gestorben.“²³⁾ Verbäuerlichte Nachkommen der Schaller gab es im 16. und 17. Jahrhundert auch im Dorf Engelstein und am Purkenhof bei Großschönau als Meier.²⁴⁾

ANMERKUNGEN

¹⁾ Noch immer grundlegend: **Karl Lechner**, Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels, in: Das Waldviertel, hg. von E. Stepan, Bd. 7/2 (Wien 1937), 1 ff.

²⁾ Diplom Kaiser Konrads III., in: *F(ontes) R(erum) A(ustriacarum)*, 2/III, 32 ff.



Die „Schallendorfer Flur“ und der Burgstall zwischen Großhaslau im Norden und Gradnitz im Süden (nach dem Franzisziischen Kataster von 1824)

(Plan und Zeichnung: Walter Klomfar)

- 3) **Gerhard Straßberger**, Siedlungsgeschichte des nordwestlichen Waldviertels im Lichte seiner Ortsnamen (Wien 1960), 63.
- 4) **Walter Klomfar**: Der Wehrhof von Großhaslau, in: Das Waldviertel, NF 33 (1984), 71 ff.
- 5) Archiv Stift Zwettl, Hs 6/13, fol. 63.
- 6) Archiv Stift Zwettl, Hs 2/4, fol. 4v f.
- 7) Archiv Stift Zwettl, Hs 2/1, fol. 139.
- 8) FRA 2/XXI, 28.
- 9) Archiv Stift Zwettl, Hs 2/7, fol. 17v.
- 10) Hs VOMB 241, Nö. Landesarchiv (Abk. NÖLA).
- 11) Karte nach dem Katastralplan von 1824, Hs VOMB 241, NÖLA.
- 12) Hs VOMB 1054, NÖLA, fol. 194.
- 13) Wie Anm. 12.
- 14) Wie Anm. 2.
- 15) Wie Anm. 2, 49.
- 16) Wie Anm. 10.
- 17) Wie Anm. 9.
- 18) Archiv Stift Zwettl, Hs 6/3, fol. 189.
- 19) Wie Anm. 9.
- 20) Arch. Kreisgericht Krems, Hs 275/1, fol. 189, NÖLA.
- 21) Archiv Stift Zwettl, Hs 6/13, fol. 63.
- 22) **Walter Pongratz**, Die ältesten Waldviertler Familiennamen (Krems 1986), 142: **Ders**, Der Burkenhof bei Großschönau und das Geschlecht der Schaller, in: Das Waldviertel, NF 1 (1952), H. 2, 29 ff.
- 23) Archiv Stift Zwettl, Hs 6/21, fol. 21.
- 24) **Engelsteiner Verkaufsurbar** vom 17. April 1544, S. 3: Wolfgang Schaller (Stadarchiv Gmünd); Thomas Schaller, Meier am Purkenhof, 1616 X 17. KP, Hs 6/25, fol. 427, KfZA.

Wilhelm Scheidl

Das Jahr 1945 in Altenburg

(2. Teil)*

Die Besatzungszeit

Der erste Soldat der Roten Armee, den die Altenburger am 9. Mai 1945 zu Gesicht bekamen, war ein waffenloser Reiter, der zirka um 11 Uhr vormittags gemütlich, von Horn kommend, in den Ort einzog und, nachdem er sich einige Zeit mit den noch anwesenden russischen Zivilarbeitern unterhalten hatte, wieder die gleiche Richtung zurückritt. Er gehörte wahrscheinlich der russischen Kommandantur in Horn an, da die Rote Armee bereits um zirka 5 Uhr früh an diesem Tag dort eingezogen war.

Erst am frühen Nachmittag begann dann der ständige Durchzug der Russen durch Altenburg. Von Rosenberg kommend, hielt beim Kriegerdenkmal am östlichen Ortsausgang eine Fahrzeugkolonne, bestehend aus kleinen Lkws und einem Pkw. Offiziere stiegen aus. Einer fotografierte das Kriegerdenkmal. Auch einige ältere Männer und Buben der Dorfbevölkerung hatten sich bald eingefunden, um die Befreier mit gemischten Gefühlen und leiser

*) Der erste Teil erschien in Folge 7/8/9, 1986, S. 150-160.

Angst zu bestaunen. Zwei russische Soldaten radelten daher und hatten auf dem Lenker je einen Kranz Wurst hängen. Ein dicker Offizier — es dürfte der Kommandant dieser Truppe gewesen sein — hielt sie auf, nahm ihnen die Räder weg und schenkte sie den Dorfbuben. Auf der Glocke des einen Fahrzeuges stand der Name der Verkaufsfirma: „Doleschal, Eggenburg“. Die Wurst konnten die Soldaten gerade noch an sich nehmen.

Die nun wenig später heranrückenden Truppen saßen auf Leiterwagen, wie sie unsere Bauern damals zum Transport von Heu und Stroh verwendeten. Die vorgespannten schweren Ackerpferde wurden dauernd zum Laufen angetrieben, was auf die Dauer die Tiere nicht aushielten. Bereits diese Einheit begann damit, einzelnen Altenburger Bauern die Pferde aus dem Stall zu holen. Hatte der so Enteignete Glück, so bekam er ein völlig erschöpftes Pferd als Gegenleistung, das ihm aber meist auch wenige Tage später, wenn es sich etwas erholt hatte, wieder genommen wurde.

Am späten Abend — die Bevölkerung war meist schon zur Ruhe gegangen — zog eine Truppe ein, die Nachtquartiere suchte.

Die Einlaß begehrenden Soldaten trommelten heftig an den Haustüren. Wer öffnete — und fast niemand getraute sich dies zu verweigern — mußte sich Plünderungen gefallen lassen. Unter dem Vorwand, man suche versteckte Waffen, wurden Kasten, Schränke und Schubladen aufgerissen und durchwühlt, und Uhren, Schmuckstücke oder andere Gebrauchsgegenstände wie Handschuhe u. ä. wechselten dabei oft den Besitzer. Junge Frauen und Mädchen hatten sich, wenn noch Zeit war, auf Dachböden und in Scheunen versteckt, um so einer drohenden Vergewaltigung zu entgehen.

Diese schlechten Erfahrungen des ersten Tages der „Befreiung“ bewog die Bevölkerung nach und nach entsprechende Vorkehrungen zu treffen. Heimlich in der Nacht wurden die Pferde, die den Bauern noch geblieben waren, auf Waldwegen in entlegene Orte und Gehöfte wie nach dem Froschhof, nach Steinegg und in die Reithmühle gebracht. Auch junge Mädchen und Frauen schlossen sich an und blieben wochenlang dort versteckt und damit der rabiaten Soldateska entzogen. Die im Dorf verbliebenen Frauen holten Kleider aus Großmutterns Zeiten hervor und kleideten sich wie Matronen. In den Häusern, Scheunen und Dachböden wurden Verstecke ausgebaut, und sobald Russen im Dorf auftauchten, zogen sich die Frauen in diese Verstecke zurück. Auch Wertgegenstände und Lebensmittel wurden versteckt, oft auch eingegraben. Die von den Besatzungssoldaten begehrtesten Beuteartikel waren Taschen- und Armbanduhren, und bald getraute sich niemand mehr mit einem solchen Chronometer die Straße zu betreten. Besonders gefährdet waren die Besitzer von Uniformen, wie zum Beispiel der Feuerwehr. Man versteckte oder verbrannte sie lieber, denn wurden solche Kleidungsstücke von den Russen entdeckt, lief man Gefahr als Nazi angesehen zu werden und hatte Repressalien zu befürchten. Aber auch sonst war beim Umgang mit den Befreiern, was nicht immer zu vermeiden war, besondere Vorsicht geboten. Manche waren betrunken und schon aus diesem Grund unzurechnungsfähig, und Drohungen mit der Waffe, um etwas zu erreichen, was nicht freiwillig gewährt wurde, waren häufig.

In einem Fall kam es tatsächlich zu einem Gewaltakt mit tödlichem Ausgang. Am 4. Juli 1945 abends plünderten russische Soldaten das Haus Altenburg Nr. 48 beim E-Werk, wo der 77jährige pensionierte Zimmermann Franz Gerhold eine Dienstwohnung besaß. Gerhold, der nicht glauben wollte, daß Angehörige der Roten Armee Taschen- und Armbanduhren als willkommene Beute betrachteten, hatte seine Uhr mit der Kette bei seinem Sitzplatz am

Küchentisch an der Wand hängen. Sie wechselte sogleich den Besitzer. Als die Russen das Haus wieder verließen, schimpfte der Bestohlene hinter ihnen her, und daraufhin streckte ihn ein Soldat vor seiner Wohnungstür durch einen Herzschuß nieder.

Im Laufe der folgenden Tage und Wochen kam es immer wieder vor, daß Besatzungssoldaten in die Häuser kamen, um Lebensmittel zu fordern. Meist begehrten sie Hühner. Um das Federvieh vor weiteren Zugriffen der Besitzer zu bewahren, griffen manche Bauern zu einer List, die meist nützte. Sie sperrten ihr Geflügel so ein, daß es nicht gleich bemerkt werden konnte, verstreuten die Federn der bereits geschlachteten Tiere deutlich sichtbar im Hof und erklärten auf die Frage nach den begehrten Fleischlieferanten, daß die Kameraden vorher schon alles geholt hätten. Der Kaufmann Schödl hatte kurz vor Kriegsende noch etwas Kristallzucker zugeteilt bekommen, der nicht mehr vollständig an die Bevölkerung ausgegeben werden konnte. Kamen nun Russen ins Haus, um Nahrungsmittel zu suchen, so bekam jeder ein kleines Papiersackerl voll des begehrten Süßstoffes, und meist zogen sie zufrieden wieder ab.

Fahrräder waren ebenfalls vor dem Zugriff der Besatzungsmacht nicht sicher. Die meisten Besitzer eines solchen Fahrzeuges zerlegten es und versteckten die Teile. Wer unvorsichtig war, mußte damit rechnen, sein Rad zu verlieren. Die Soldaten lernten oft erst das Radfahren, was nicht ohne Heiterkeit für die Zuschauer abging. Auf der Wiese neben dem Feuerwehrhaus hatte der Tischlermeister Wilhelm Scheidl Bretter aufgestapelt. Russische Soldaten mit gestohlenen Fahrrädern — viele der Fahrzeuge hatten keine Bereifung mehr — übten eines Tages das Fahren. Sie stellten sich auf einen niederen Bretterstoß, saßen auf und dahin ging es, da die Wiese leicht abschüssig war. Meist endete die Fahrt nach einer kurzen Strecke mit einem Sturz, und oft wild fluchend wurde ein neuerlicher Versuch unternommen.

Um halbwegs Ordnung zu schaffen und die Bevölkerung ein wenig vor Übergriffen zu schützen, wurde bald auch eine Art Hilfspolizei im Einvernehmen mit der Russischen Kommandantur und der Bezirkshauptmannschaft aufgestellt. Die rüstigen Männer des Dorfes bekamen rotweißrote Armbinden, patrouillierten durch den Ort und wurden meist zum Eingreifen veranlaßt, wenn irgendwo Besatzungssoldaten sich ungebührlich benahmen. Zum Leiter dieser Ordnungstruppe bestimmte man den Tischlermeister Wilhelm Scheidl, der im Ersten Weltkrieg in russische Kriegsgefangenschaft geraten war und daher auch ein wenig Russisch sprach. Er mußte sehr oft intervenieren und überraschenderweise gelang es meist immer, wenn die Soldaten in ihrer Muttersprache angedet und geduldig und freundlich behandelt wurden, nach längerem Zureden das Ärgste zu verhindern. Eine Episode soll hier erwähnt werden. An einem dieser Tage holte man die patrouillierenden Männer zwecks Hilfeleistung in ein Bauernhaus. Die Küche war voll mit Soldaten, in der Mitte des Raumes standen mehrere Kübel Wein. Die Ruskis schickten sich an, den Wein zu konsumieren, was eine wüste Sauforgie befürchten ließ. Als die Männer der Hilfspolizei eintraten, wurden sie jedoch sofort freundlich empfangen, und eine gewisse Achtung ihnen gegenüber machte sich unter den Soldaten bemerkbar. Man hatte sie als Polizisten respektiert. Ein besonders freundlicher, aber schon etwas angeheiterter Russe ergriff ein Glas, tauchte es bis auf den Boden des Weinkübels ein, wobei er bis über den Ellbogen naß wurde, und kredenzte das volle Gefäß den Polizeimännern. Diese mußten wohl oder übel das unappetitlich servierte Getränk konsumieren, da sie sonst die Weinspender wahrscheinlich beleidigt hätten, was Ausschreitungen zur Folge hätte haben können. Die Russen verließen nach einiger Zeit, ohne viel Unfug anzurichten, wieder den Ort. Nicht immer gingen solche Interventionen so

glimpflich ab. Manche Ohrfeigen, Fußtritte, Beschimpfungen und Bedrohungen mit der Waffe mußten hingenommen werden.

Besonders traurig war das Schicksal der deutschen Soldaten, die gegen die Russen gekämpft hatten. Die meisten versuchten auf dem Rückzug in die Zone der westlichen Alliierten zu gelangen, um der drohenden und gefürchteten Gefangennahme durch die Sowjets zu entgehen. Sie wurden aber den Russen wieder ausgeliefert und von sowjetischen Bewachern zu den Sammelplätzen getrieben. Immer wieder in diesen Nachkriegstagen zogen größere Trupps dieser Unglücklichen durch Altenburg oder bezogen Nachtlager auf den Feldern nahe der Straße. Sie wurden in Horn gesammelt und noch viele von ihnen nach Rußland gebracht. Erst Jahre später durften sie in die Heimat zurückkehren. Wieder berichtet ein ehemaliger Soldat der Deutschen Wehrmacht, der in Altenburg das Kriegsende erlebt hatte: Mit fremden Einheiten — gleich einer Völkerwanderung — gelangte ich bis Pregarten in Oberösterreich, wo zirka 30000 Soldaten der Deutschen Wehrmacht vor den Amerikanern kapitulierten, die zunächst ihre Demarkationslinie bei Gallneukirchen hermetisch abschlossen und niemand in ihre Zone übertreten ließen. Erst am 12. Mai übernahmen uns amerikanische Truppen und lieferten alle am 16. Mai in einem beispiellosen Verrat an die Sowjettruppen aus. Drei Jahre Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion folgten, bis ich im Februar 1948 die Heimat wiedersah.

Manche Soldaten trennten sich von ihren Einheiten und versuchten auf eigene Faust nach Hause zu gelangen. Sie erbettelten von der Zivilbevölkerung Kleidung und Nahrung, und gelegentlich sah man auch auf den Feldwegen junge Männer, die landwirtschaftliche Werkzeuge trugen, um plötzlich auftauchenden Besatzungssoldaten, die sie für Bauern halten sollten, nicht aufzufallen.

Von den Besatzungsmächten wurde auch bald der Versuch unternommen, ein wenig Ordnung zu schaffen. Dazu gehörte auch die Ausgabe des sogenannten Besatzungsgeldes in Schillingwährung, und manche Angehörige der Roten Armee, vor allem Offiziere, bezahlten damit die geforderten Lebensmittel. Dabei kam es vor, daß der Wert der Ware oft nicht im Verhältnis zum Zahlungsmittel stand. Ein Ei wurde zum Beispiel mit 10 Schilling bezahlt. In einem anderen Fall wurde für ein junges Rind nur ein Betrag von 50 Schilling dem unfreiwilligen Verkäufer ausgehändigt. Letzterer Vorfall ereignete sich nördlich von Altenburg im Gebiet des sogenannten Hutbiegls. Das hier gelegene Gebiet war während der Kriegszeit zum Truppenübungsplatz der Horner Garnison umfunktioniert worden, und da die in diesem Areal enthaltenen landwirtschaftlichen Nutzungsflächen nicht bebaut werden durften, entstand üppiges Grasland, das die Bauern zum Weiden der Kühe benutzten. Eines Tages kam ein bewaffneter Besatzungssoldat — er hatte wahrscheinlich Wild erlegen wollen — aus dem angrenzenden Waldgebiet des Böhmerstalles heraus, suchte sich das jüngste Rind, da es einen köstlichen Braten versprach, aus der Herde der weidenden Tiere aus, übergab das Geld der Tochter des Besitzers, die die Kühe beaufsichtigte und zog mit seinem „Kauf“ ab.

An einem der letzten Maitage erreichte eine russische Panzereinheit unseren Ort. Im Stift, das ja viele Räumlichkeiten zur Unterkunft bot und vollkommen verlassen war, wurde Rast gemacht. Als nach wenigen Tagen die Truppe wieder abzog, blieb in der Nähe des Heidenteiches am Westrand von Altenburg ein Grabhügel mit der typischen, in der UdSSR üblichen Grabkennzeichnung — ein rotgestrichener Holzpfahl mit einem Sowjetstern — zurück. Was war passiert? Ein Besatzungssoldat wollte wahrscheinlich im Teich fischen. In dieser Zeit begnügten sich die Angehörigen der verschiedenen Truppen, ob Freund oder

Feind, nicht damit, stundenlang und geduldig mit der Angel zu sitzen und auf das Anbeißen des Fisches zu warten. Man warf einen gezündeten Sprengkörper, zum Beispiel eine Handgranate, ins Wasser. Durch die Explosion wurden schlagartig viele Fische getötet, die man dann mühelos einsammeln konnte. In diesem Fall dürfte der Sprengkörper vorzeitig, noch in der Hand des Fischenden, explodiert sein und ihn in Stücke gerissen haben. Eine Augenzeugin, die kurz nach dem Unglück vorbeikam, berichtete, daß bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Körperteile — sie glaubte, daß es noch weggeworfene Fleischteile aus der Zeit des Rückzuges der Deutschen Wehrmacht gewesen seien — im Straßengraben nahe des Teiches lagen. Erst Jahre später, als auf Geheiß der Besatzungsmacht auch in Horn ein Friedhof für verstorbene und gefallene Sowjetsoldaten errichtet werden mußte, wurde der Tote exhumiert und dorthin überführt.

Im Haus Nr. 46, das damals unbewohnt war und das heute der Familie Hirsch gehört, errichteten die Sowjets für einige Zeit eine Feldbäckerei. Da die Versorgung der Ortsbevölkerung mit Brot in dieser Zeit sehr schwierig war — es gab kein Mehl zu kaufen und der Bäckermeister Franz Schober war noch in amerikanischer Kriegsgefangenschaft — versuchten vor allem Kinder von den Besatzungssoldaten Brot zu erbetteln, die auch manchmal bereitwillig das ziegelförmig gebackene, schwarze und recht bitter schmeckende Nahrungsmittel abgaben. Als Gegenleistung wollten sie Zündhölzer haben, die anscheinend auch bei den Truppen der Roten Armee damals Mangelware waren.

Am 2. Juli 1945 besetzte ein Panzerregiment der Sowjetarmee das Stift. Die Angestellten des landwirtschaftlichen Betriebes mußten in kurzer Zeit mit Sack und Pack ihre Wohnungen verlassen und wurden im Dorf in Notquartieren, zum Beispiel in Ausnehmerstüberln, untergebracht. Niemand durfte mehr das Kloster betreten. Auch der Zutritt zur Kirche wurde verwehrt, und der Gottesdienst mußte während der warmen Jahreszeit in der Totenkammer des Friedhofes und in den Wintermonaten in der Volksschule abgehalten werden. Durch diese Einquartierung nahmen die Plünderungen durch die durchziehenden Truppen der Roten Armee ein Ende, da die meisten Offiziere des Panzerregiments im Dorf untergebracht waren und streng auf die Einhaltung der Disziplin achteten. Einzelne Offiziere brachten sogar ihre Familien mit. So lag beim Kaufmann Schödl ein Oberstleutnant im Quartier, der bald seine Frau und seinen kleinen etwa 6jährigen Sohn nachkommen ließ. Dieser Bub tollte fröhlich mit den gleichaltrigen Dorfkindern herum, wobei sprachliche Schwierigkeiten keine Rolle spielten.

Im Geschäftslokal der Bäckerei Schober wurde eine Verkaufsstelle für Marketenderware eingerichtet. Nicht nur die Soldaten, sondern auch die Zivilbevölkerung konnte mit Besatzungsgeld Waren, wie Feuerzeuge u. ä. erwerben, die oft schon in Österreich hergestellt wurden, wie die Markenbezeichnungen erkennen ließen, oder noch deutsches Wehrmachtsgut waren. Im Stiftshaus Nr. 40 gab es auch kulturelle Veranstaltungen. Eine Jazzkapelle, bestehend aus Musikern der Besatzungsmacht, spielte gelegentlich auf. Auch wurde manchmal getanzt. Da kaum Frauen an diesen Unterhaltungen teilnahmen, schwangen die Soldaten oft miteinander das Tanzbein, eine Gepflogenheit, die bei uns kaum zu beobachten ist. Einige Male an warmen Sommerabenden wurden der Bevölkerung von Altenburg Filme vorgeführt. An der Vorderfront des Kaufhauses Schödl befestigten Russen eine große weiße Leinwand. Die Schaulustigen lagerten sich zwanglos auf der Wiese vor der Florianistatue. Vorgeführt wurden meist russische Spielfilme mit eindeutig antideutscher Tendenz oder wochenschauartige Dokumentationen aus der Zeit des Kriegsendes. So erfuhr die Bevölke-

rung damals zum Beispiel auch einiges über die Greuel in den deutschen Konzentrationslagern.

Unter den Soldaten der Besatzungsmacht gab es auch gut ausgebildete Musiker, die zu einer Blasmusikkapelle zusammengezogen worden waren. Sehr oft hörte man aus dem Stift die Russische Nationalhymne, aber auch Marschmusik ertönen. Auch wurde in der Nähe des Badeplatzes am Kamp auf den Wiesen eine Art Sportfest veranstaltet, wobei die genannte Musikkapelle fleißig aufspielte.

Zu einem Festtag besonderer Art gestaltete sich der 1. Mai des Jahres 1946, der auch in den Quartieren der Offiziere mit Musik und Alkohol gefeiert werden durfte. Da dabei auch harte Getränke, wie Wodka u. ä. konsumiert wurden, gab es natürlich am Abend auch Betrunkene. Als hierfür besonders anfällig war ein Offizier bekannt, der bei der Ortsbevölkerung den Namen „Ilusch“ führte. Er war dick und kleinwüchsig und soll Jude gewesen sein. An diesem 1. Mai feierte er mit einigen seiner Kameraden im Quartier beim Tischlermeister Scheidl. Am Abend borgte man sich die Schubkarre vom Quartiergeber aus. Ilusch war nicht mehr fähig nach Haus zu gehen. Er wurde daher so in sein Quartier gefahren, was nicht wenig Aufsehen unter den Dorfbewohnern hervorrief. Angeblich soll auch der Kommandant des Panzerregimentes, ein Oberst, den Transport beobachtet haben und mit dem Gehstock, den er stets bei sich trug, voll Zorn über das unvorbildliche Verhalten auf den Betrunkenen eingeschlagen haben.

Die im Stift einquartierten Soldaten waren zum Großteil unausgebildete Rekruten, denn viele von ihnen waren besonders jung und wurden in der Bedienung des bekannten russischen Panzers T 34 unterwiesen. Die Soldaten übten fleißig auf den Feldern mit den schweren Fahrzeugen, was vor allem im Herbst und Frühjahr bei feuchter Witterung zu argen Flurschäden führte. Auf der Scheuerbreite, westlich des Ortes, mußten deutsche Kriegsgefangene Panzerhindernisse errichten. Es waren dies breite Gruben oder aufeinandergeschichtete Balken, und eines Tages wurde nun mit den T 34 über diese Hindernisse gefahren. Dabei ging es aber nicht ohne Verletzungen ab. Die Besatzungen der Fahrzeuge, vor allem die Fahrer, entstiegen nach dieser Tortur meist mit blutenden Nasen und Beulen am Kopf den Panzern. Auch wurden in der Nähe der Doppelbreite tiefe Schützengräben ausgehoben, und fast täglich zogen kleinere Trupps, oft unter Absingen von Soldatenliedern, dorthin, um zu üben. Eines Tages wurden die noch in der Umgebung des Ortes von der Deutschen Wehrmacht zurückgelassenen und teilweise verbrannten Lkws nach Frauenhofen abtransportiert und dort in den Feldern wieder aufgestellt. Sie wurden als Zielobjekte zum Übungsschießen mit kleinen Geschützen, die bei Altenburg in Stellung gegangen waren, verwendet.

Der Juli und August des Jahres 1945 waren trockene und heiße Monate. Auf den Kampwiesen des Umlaufberges errichteten in dieser Zeit die Sowjets eine Schießstätte zum Scharfschießen. Da dabei Leuchtpurmunition verwendet wurde und manche Geschosse auch auf den kampwärts gerichteten Hängen des Stranzelwaldes einschlugen, kam es immer wieder zu umfangreichen Waldbränden. Tagelang stand oft die Bevölkerung von Altenburg vom Buben bis zum rüstigen Greis, manchmal auch Frauen, im Einsatz, um mit Schaufeln und anderen Werkzeugen das Feuer zum Erlöschen zu bringen und ausgedehntere Waldschäden zu verhindern. Erst längerandauerndes Regenwetter beendete diesen Alptraum.

Um die Verpflegung der Soldaten auch mit Fleisch zu ermöglichen, wurde eine Herde schwarzweißgefleckter Rinder herangetrieben. Sie weideten auf der Scheuerbreite am Westrand des Ortes. Die Eingeweide der geschlachteten Tiere warf man einfach in Gruben,

ohne sie zuzuschütten, was zur Folge hatte, daß diese Innereien in der brütenden Sommerhitze in kurzer Zeit in Verwesung übergingen und eine Brutstätte vieler Fliegen wurden. Besonders widerlich war der davon ausgehende Gestank, und man mußte die nähere Umgebung dieser Abfallhaufen meiden, um nicht durch einen Insektenstich eine arge Infektion zu bekommen.

Jede größere Einheit der Sowjetischen Armee hatte damals auch eine Geheimdienstabteilung, die sogenannte GPU. Die zu diesem Panzerregiment gehörende Gruppe war in der Villa Glück am östlichen Ortsrand untergebracht. Der berüchtigste und von der Ortsbevölkerung am meisten gefürchtete Angehörige der GPU war ein Mann namens „Peter“ oder „Pjotr“. Er sprach gut deutsch, schnüffelte überall herum, ja selbst den Gottesdienst im Friedhof beobachtete er gelegentlich, an der Friedhofsmauer lehnd, wahrscheinlich um die Predigten des Pfarrers nach sowjetfeindlichen Äußerungen zu kontrollieren. Eines Tages hieß es, daß drei Buben des Ortes von der GPU verhaftet worden seien. Sie wurden in den Keller gesperrt und nach eingehenden Verhören am dritten Tage wieder nach Hause geschickt. Was war passiert: Diese Burschen hatten am Tag der Kapitulation Handfeuerwaffen der Deutschen Wehrmacht eingesammelt und in einem Waldstück des Böhmerstalles vergraben. Später hielten sie Nachschau und mußten feststellen, daß die Waffen Rost angesetzt hatten. Beim Versuch, den Rost zu entfernen, beobachtete sie ein russischer Soldat und brachte sie zur GPU.

Nach fast zwölfmonatigem Aufenthalt wurde das Panzerregiment der Roten Armee am Dienstag, dem 28. Mai 1946, von Altenburg wieder abgezogen. Das Stift dürfte dabei restlos ausgeplündert worden sein. Denn als die Panzer- und Kraftwagenkolonnen den Ort verließen, waren die Fahrzeuge teilweise bepackt mit barocken Möbelstücken, die wenig sorgfältig, ungeachtet des großen Wertes, mit Stricken festgebunden worden waren. Das Kloster konnte nun von den Patres wieder übernommen werden. In den Höfen bot sich dem Besucher ein eigenartiges Bild. Die Fassaden und sogar die Sandsteinfiguren waren weiß über-tüncht und überall waren mit roter Farbe in cyrillischer Schrift sowjetische Propagandapapieren aufgepinselt worden. Die Orgel der Kirche wies starke Beschädigungen auf, da die Besatzer die größeren Orgelpfeifen herausgerissen und, soweit sie aus Metall bestanden, als Ofenrohre verwendet hatten. Nach und nach kehrten auch die Patres wieder in ihre alte Heimstätte zurück. Der erste Abt nach dem Krieg, Abt Maurus Knappek, hatte ein schweres Erbe übernommen. Um den Wirtschaftsbetrieb wieder in Gang zu bringen, wurden auch die ehemaligen Mitarbeiter wieder zurückgeholt und zusätzlich vorwiegend Flüchtlingsfamilien aus dem süd- und nordmährischen Raum aufgenommen. Langsam konnten auch die ärgsten Schäden beseitigt und dringend notwendige Renovierungen vorgenommen werden, was oft auf große Schwierigkeiten stieß, da das dazu benötigte Baumaterial meist nur schwer erhältlich war.

Auch im Ort begann sich das Leben wieder zu normalisieren. Engagierte Männer fanden sich auch bald zu einer Gemeindeverwaltung zusammen. Die ersten demokratischen Wahlen auf Gemeindeebene fanden allerdings erst im Jahre 1950 statt. Es wurde jedoch laut Erlaß der Landeshauptmannschaft Niederösterreich vom 14. Juli 1945 die Ernennung provisorischer Gemeindeausschüsse angeordnet. Sie bestanden aus den Vertretern der drei anerkannten politischen Parteien (ÖVP, SPÖ, KPÖ). Die Mitglieder dieses Gemeinderates wurden von den zuständigen Parteivorständen ernannt. In Altenburg waren es auf Grund der geringen Zahl der Wahlberechtigten nur neun Mitglieder, wobei die KPÖ keinen Vertreter stellen konnte. Diese Gemeindevertreter wählten den Landwirt Alois Trappl zum ersten

Bürgermeister der Nachkriegszeit. Trappl hatte dieses Amt bereits vor 1938 mehrere Jahre bekleidet.

Am 25. November 1945 fanden aber die ersten Nationalrats- und Landtagswahlen der Nachkriegszeit statt. Sie erbrachten in Altenburg 148 Stimmen für die ÖVP und 56 Stimmen für die SPÖ.

Bereits im Herbst 1945 hatten auch in Horn die Haupt- und Mittelschule ihre Pforten wieder geöffnet. Der erste Nachkriegswinter war jedoch für Lehrer und Schüler besonders schwierig. Es gab kaum Brennmaterial, meist auch keine Öfen, und viele Fenstertafeln waren zerbrochen und nur notdürftig durch Karton ersetzt. Auch waren keine Schulbücher erhältlich, und es fehlten oft die einfachsten Lehrmittel. Die Anreise zum Unterricht war für die in der Umgebung von Horn wohnenden Schüler meist sehr beschwerlich. Zu Fuß, per Rad oder mit einem Pferdefuhrwerk kamen die Kinder und Jugendlichen damals täglich nach Horn und wieder nach Hause, denn Autobusse und Züge verkehrten noch nicht. Auch die Volksschule in Altenburg konnte bald wieder eröffnet werden. Im September 1945 war der ehemalige Leiter dieser Schule, Direktor Alfred Palkowitz, der 1938 aus politischen Gründen von den Nationalsozialisten seines Postens enthoben worden war, zurückgekehrt und konnte während noch die Rote Armee das Stift besetzt hielt, den Unterricht wieder aufnehmen und auch einen recht aktiven Kirchenchor aufbauen.

Noch waren die Besatzungsmächte im Land. In Horn gab es die Sowjetische Kommandantur, die sich die meiste Zeit im Hause des Apothekers Pergler einquartiert hatte. Der Truppenübungsplatz Döllersheim, später auf Truppenübungsplatz Allentsteig umbenannt, wurde von der Roten Armee als Ausbildungszentrum verwendet. Altenburg, das an einer der Zufahrtsstraßen dorthin liegt, mußte auch späterhin oftmalige Durchzüge verschiedener Einheiten in Kauf nehmen. Aber Plünderungen und andere Belästigungen durch die Besatzungstruppen hatten aufgehört oder waren zumindest auf ein Minimum reduziert. Auch die staatlichen Einrichtungen begannen langsam wieder zu funktionieren. So konnte im Sommer 1946 der Autobusdienst auf der Strecke Horn — Neupölla wieder aufgenommen werden. Einmal am Tag fuhr ein braungestrichenes Kraftfahrzeug, das eher einem Lieferwagen glich als einem Autobus, die Strecke ab, brachte Post in die Orte und transportierte auch Fahrgäste. Auch das Fuhrwerksunternehmen Robert Zaruba in Horn betrieb einen privaten Personentransport nach Wien. Ein Lastauto mit einer wasserdichten Plane bedeckt, auf dessen Ladefläche einfache Wirtshausbänke aufgestellt waren, diente den oft dichtgedrängten Fahrgästen als Fahrgelegenheit.

Als im Jahr 1955 nach Abschluß des Staatsvertrages die Besatzungstruppen Österreich wieder verlassen hatten und das Land frei geworden war, konnten die Staatsbürger bereits in einem Staat mit geordneten Verhältnissen leben. Zehn Jahre Aufbauarbeit, praktisch aus dem Nichts, trotz der Anwesenheit von vier Besatzungsmächten, starker Beeinträchtigung der Wirtschaft durch Zonengrenzen, USIA-Betriebe, schwere Kriegsschäden und Verkehrsprobleme, hatten dank der beispielhaften Zusammenarbeit der Politiker aus den verschiedenen Lagern zu einem wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung geführt, den die Siegermächte anerkennen mußten und der die Welt mit Staunen erfüllte. Die Bewohner des Landes hatten bewiesen, daß das kleine Österreich ein lebensfähiger Staat sein konnte.

Ein Waidhofner Beamter bewährt sich als treuer Untertan Maria Theresias

Die verhältnismäßig spärlichen Nachrichten über die Situation in Niederösterreich in den ersten Jahren des österreichischen Erbfolgekrieges (1741-1748) werden durch die im folgenden behandelte Quelle ergänzt und bereichert.

Im Sommer 1741 war ein bayerisch-französisches Heer in Oberösterreich eingerückt und hatte im September Linz besetzt. Nach der Huldigung des Kurfürsten Karl Albert von Bayern durch die Stände des Landes ober der Enns zog der Kurfürst über Strengberg, Amstetten und Kammelbach bis Melk. Am 14. Oktober 1741 war er mit seiner Armee bereits in St. Pölten. Weder die Stände Niederösterreichs noch die Bevölkerung waren jedoch geneigt, die bayerische Besatzung zu unterstützen. Die Natural-Lieferungen für die Bayern wurden boykottiert, das österreichische Militär, das sich mühsam sammelte, dagegen unterstützt.¹⁾

Die „Land-Kommissariats-Verrichtungen“ für das Viertel ober dem Manhartsberg wurden dem in Waidhofen an der Thaya ansässigen Beamten Johann Jakob Apfelthaler übertragen, weil er die „beste Kenntnis von allen Orten und Dorfschaften, Wegen und Stegen“ besaß.

Unter den Akten des Finanz- und Hofkammerarchivs in Wien befindet sich als Beilage zu einer von Maria Theresia eigenhändig unterzeichneten Verordnung über eine Beihilfe von 300 Gulden u. a. das Gesuch Apfelthalers, das seine Tätigkeit in diesem Krieg umreißt.²⁾ „Er habe unter außerordentlich schwierigen Umständen die Land-Comissariats-Verrichtungen auf sich genommen, mit Tag- und nächtlicher Strapaz und unter größter Leib- und Lebensgefahr und zwar so, daß bei so vielfältig ein- und ausmarschierenden kaiserlich-königlichen Truppen, sowohl im Österreichischen als auch in Böhmen, jeder Untertan, Soldaten mit ihren Kommandierenden, ob der so gut veranstalteten Ordnung jedesmal ihm ihre Zufriedenheit bezeigt haben.“

Nähere Angaben befinden sich im beigelegten Attest der Stadt Waidhofen, u. a. auch über Apfelthalers Tätigkeit bei der Versorgung der k. k. Truppen in Böhmen. Er habe die Lebensmittelvorräte, die eigentlich den feindlichen Bayern geschickt werden sollten, von der Station Schwarzenau über die Grenze nach Böhmen gebracht, ebenso Vorräte aus den k. k. Magazinen in Wien und Stockerau. Es sei dabei sehr schwierig gewesen, den entsprechenden Vorspann aufzutreiben. Ähnliches ist uns auch aus anderen Quellen bekannt.³⁾

Apfelthaler hatte auch für die Versorgung der zahlreichen kranken und rekonvaleszenten Soldaten in Waidhofen an der Thaya zu sorgen. Auf königlichen Befehl waren nämlich etliche tausend Kranke und Marode der Armee nach Waidhofen verlegt worden, die man in Bürgerhäusern einquartierte. Die zahlreichen Todesfälle machten die Widmung eines eigenen Soldatenfriedhofes erforderlich.⁴⁾

Johann Jakob Apfelthaler leistete aber auch Außerordentliches, um wichtige Korrespondenz an die richtigen Adressaten gelangen zu lassen, was wegen der feindlichen Invasion sehr schwierig war. Er bezahlte persönlich verlässliche Boten und ließ auf seine Kosten Leute als Spione arbeiten, um die österreichischen Truppen auf sicheren Wegen geleiten zu können.

„Im April 1744 sei Apfelthaler dann ein großes Unglück zugestoßen. Er habe einen Transport von 500 Mann über Arbesbach nach Oberösterreich geführt. Besondere Boten

aus Böhmen hätten ihn zu einer beschleunigten Rückreise gedrängt. Dabei sei er in einem steinigem Tal eine Viertelstunde von Weitra entfernt mit Roß und Wagen unglücklich gestürzt, habe Arm und Bein gebrochen, sodaß niemand gedacht habe, daß er noch einmal genesen werde. Viele Wochen lang sei er dann in Weitra krank gelegen, behandelt von Doktoren und Chirurgen, was ihn an Heilkosten mehr als 400 Gulden gekostet habe.“ All das wird auch durch Bürgermeister, Richter und Rat der Stadt Weitra bestätigt.

Johann Jakob Apfelthaler war ein sehr verdienstvoller, besonders lang dienender Bankal-Beamter. Sein Lebenslauf läßt sich aus zahlreichen Akten im Hofkammerarchiv Wien erschließen. Aufgrund seines Pensionsdekretes⁵⁾ dürfte er um 1702 geboren worden sein, mit 17 oder 18 Jahren (1719 oder 1720) trat er bei der Banco-Haupt-Kasse in der Stadt Wien als Privat-Schreiber des Registrators Hammermüller ein, seit 1727 war er im Handgrafenamt tätig, im Jahr 1747 übernahm er den Salz-Verschleiß zu Waidhofen an der Thaya. Seine übergeordnete Dienststelle war zunächst das Horner Salzamt. Auf Anraten des Salzamtmannes von Schrefel erlegte er 1500 Gulden Amtskautions an den Horner Salzversilberer Josef Ettmayer, was er sein ganzes Leben lang bedauern sollte. Ettmayer setzte sich 1764 unter Schulden ab („entwich“), und Apfelthaler verlor einen für seine Stellung sehr hohen Geldbetrag, um den er in zahlreichen Gesuchen trauerte. Seinen Dienst als Salzverschleißer übte er bis Oktober 1753 aus.

1748 hatte Apfelthaler die Polletierung (Besteuerung) des Schweineviehs eingeleitet und dadurch die Einkünfte an der Grenze wesentlich angehoben. Von 1760 bis 1765 war Apfelthaler Leiter des schlüsselämtlichen Mautpostens zu Waidhofen, der dem Schlüssel-Oberamt Krems unterstellt war.⁶⁾ 1774 wurde diese Mautstelle im Zuge der Ämterreform aufgelöst. Bis 1774 war Apfelthaler handgräflicher Ober-Collectant. Die Ämterkumulation brachte ihm gelegentlich bescheidene Mehreinnahmen. Es hing jedoch vom Wohlwollen seiner übergeordneten Dienststelle ab, ob ihm die prozentuellen Anteile der eingehobenen Steuergelder auch ausbezahlt wurden. Mit Jänner 1774 wurde Apfelthaler mit seinem vollen Gehalt von 750 Gulden jährlich jubiliert. Er war damals 72 Jahre alt und konnte die beschwerlichen Bezirksreisen nicht mehr bewältigen. Doch führte er auch noch nach der Pensionierung die Siegel-Papier-Niederlage in Waidhofen weiter.

Im Jänner 1778 erhielt er für seine treuen Dienste eine goldene Medaille im Gewicht von 12 Dukaten mit den Bildnissen beider glorwürdig regierenden Majestäten (Maria Theresias und Josephs II.) „zum unaufhörlichen Frohlocken seiner Kinder“, wie Apfelthaler in seinem Dankschreiben vermerkt.⁷⁾ Mit 30. Juli 1787 zeigte die Niederösterreichische Regierung den Todfall von Johann Jakob Apfelthaler an.⁸⁾ Er war einer der längst dienenden Beamten der Maria Theresianischen Ära gewesen.

200 Jahre nach seinem Tod sollte es nur recht und billig sein, sich dieses Mannes aus einer alten Waldviertler Familie⁹⁾ zu erinnern, der sich zweifellos um Waidhofen und das Waldviertel große Verdienste erworben hat.

ANMERKUNGEN

1) Vgl. Karl Gutkas, Geschichte des Landes Niederösterreichs, St. Pölten 1983, 319 f.

2) Finanz- u. Hofkammerarchiv Wien, Bankale rote Nr. 558, n. 21, Acta I a, p. 172 ff. vom 1. Februar 1772.

3) Vgl. Alois Plessner, Beiträge zur Geschichte der Pfarre Waidhofen an der Thaya. Geschichtl. Beilagen zum St. Pöltner Diözesan-Blatt Bd. X (1928) 281-636, p. 524.

4) Plessner, a. a. O. p. 386 f.

5) Hofkammerarchiv, Bankale rote Nr. 558, n. 18 vom 4. Februar 1774.

6) Über das Schlüsselamt Krems vgl. Dissertation Elfriede Köck, Wien 1965.

7) Hofkammerarchiv, Bankale rote Nr. 636, n. 54, 16. Jänner 1778, p. 26 v.

8) Hofkammerarchiv, Bankale rote Nr. 322, n. 125.

9) Vgl. J. Siebmacher's großes und allgemeines Wappenbuch 4. Bd./4. Abt., NÖ Adel, S. 12.

Fritz Schattauer

Wie's daheim war

Osterbräuche im südlichen Böhmen vor mehr als 42 Jahren

Bei uns daheim gehörte Ostern neben Weihnachten zu den schönsten Festen im Jahresablauf. Gerne denke ich daran zurück.

Am Palmsonntag wurden von uns Kindern die Palmbüschen zur Weihe in die Kirche getragen. Einen Tag zuvor hatten wir die Palmkätzchenzweige von den Stauden geschnitten und Mutter hatte sie zu zwei schönen Büschen zusammengebunden, einen für die Schwester, einen für mich. Auf dem Weg von Jetzkobrunn nach Gratzten trafen wir andere Kinder mit kleineren und größeren Büschen. Es wurde gelacht und gescherzt. Die älteren Buben, vor allem aber die Bauernburschen, trugen richtige Palmbesen von ungewöhnlicher Länge. Sie waren auch richtig stolz darauf und gaben mächtig an. Sie behaupteten, ihre Besen seien aus siebenerlei Holz geflochten, auch Zweige vom Segenbaum, Buchsbaum oder Schradllaub (Stechpalme) hätten sie dazu gebunden.

„Das Schradllaub behütet das Vieh vor dem bösen Schratt, die Zweige des Segenbaumes schützt es vor dem Verhexen!“ erklärten sie uns.

Als ich es meiner Mutter erzählte, nickte sie dazu und meinte, das habe auch schon ihre Großmutter gesagt, und es könnte etwas Wahres daran sein, weil es von altersher überliefert sei.

In der schönen Gratzener Kirche stand ich meist neben meiner Mutter beim linken Chorpfeiler. Ich stellte mich so, daß ich sowohl zum Hauptaltar als auch zur Kanzel rechts oben sehen konnte. Am liebsten hörte ich Pater Sosterneus beim Predigen zu. Sein bärtiges Antlitz glich den Gesichtern der Heiligen in den Kalendergeschichten.

Während der Palmweihe stießen die Burschen ihre Palmbesen ununterbrochen auf dem Boden auf.

„Dies ist gut für die Feldfrucht“, erklärte mir Mutter am Heimweg, als ich sie danach fragte. „Je mehr sie stoßen, desto schöner wächst das Korn.“

Daheim lief ich mit meinem Palmbuschen dreimal um das Haus, wobei ich an jeder Hausecke in der Luft ein Kreuz machte. Das sollte den Fuchs davon abhalten, die Hühner zu rauben.

Mein Vater brummte zwar, das sei bei unserem Haus unnötig, denn schließlich sei er ja Jäger, der dafür sorgen könne, daß kein Fuchs in die Nähe kam, aber er ließ mich gewähren.

Ich dachte mir, doppelt hält besser, und wenn es die andern Burschen tun, wollte ich nicht zurückstehen. Auch hatte uns Fachlerer Kriegmayer in der Schule gesagt, alte Bräuche müsse man weiter pflegen, damit sie nicht in Vergessenheit gerieten.

Nachdem Mutter alle Heiligenbilder im Haus und den Altar in der nahen Kapelle geschmückt hatte, trugen wir die restlichen Zweige am Karsamstag in den Garten und auf das nahegelegene Feld, wo wir sie in die Erde steckten. Sie sollten ein gutes Gedeihen und eine gute Ernte bewirken.

Am Gründonnerstag fliegen die Glocken nach Rom. Zu Mittag ratterten die Ratschenbuben durch den Ort und riefen:

„Wir ratschen, wir ratschen den Englischen Gruaß,
den jeder katholische Christ beten muaß!“

Ich war nie unter den Ratschenbuben, denn ich war kein Ministrant, aber eine Ratsche besaß ich, und rannte ein Stück Weges mit, um den Lärm zu verstärken.

Am Gründonnerstag gab es zu Mittag nur einen Brennesselspinat mit Kartoffeln und Spiegelei zu essen. Damals mochte ich den Spinat nicht besonders gern, heute esse ich ihn zwei- bis dreimal in der Woche, solange die Brennesseln jung und frisch sind.

Am Karfreitag ging meine Mutter sehr zeitig in der Früh zur Kapelle, um sich dort mit dem Tau, der an den Gräsern hing, und dem Wasser aus dem Brunnen unter dem hl. Grab die Augen zu benetzen. Eine Schale voll Wasser brachte sie zu uns in die Stube. Ein paar Tropfen davon träufelte sie uns in die Augen. Dazu machte sie uns das Kreuzzeichen auf die Stirn.

„Das schützt euch vor jeder Augenkrankheit“, meinte sie.

Nach dem Aufstehen liefen wir Kinder in den Garten, um die Zweige der Obstbäume zu schütteln. Je kräftiger man rüttelte, desto mehr Früchte würden die Bäume tragen, hatte Mutter gemeint, denn sie wußte über vieles Bescheid. Am Karfreitag hat Mutter auch immer den Mohn angebaut, soweit dies die Wetterverhältnisse zuließen. An diesem Tag wurden auch keine geräuschvollen Arbeiten verrichtet, nichts ausgeliehen und keine Schulden gemacht. Tagsüber wurde streng gefastet, selbst Milch und Eier waren verpönt.

Die Fenster der Gratzener Kirche waren zum Zeichen der Trauer mit dunklem Stoff verhängt.

Am Karsamstag, beim Gloria, kommen die Glocken wieder aus Rom zurück. Das Weihwasser wurde heimgetragen, die Ratschenbuben gingen von Haus zu Haus, um ihren Lohn einzuheimsen. Daheim begann das Scheuern und Aufräumen.

Frohsinn und Festtagsfreude kehrten überall dort ein, wo es keine Kranken und keine Not gab. Von beiden aber gab es damals mehr als genug. Bei vielen Familien war Schmalhans Küchenmeister. Wo man es sich leisten konnte, wurde gekocht und gebacken. Wir Kinder färbten die Ostereier.

Karsamstagabend wurde die Auferstehung gefeiert. Aus nah und fern eilten festlich gekleidete Menschen in die Kirche. Glocken klangen. Pachners Musikkapelle spielte flotte Märsche. Ein froher, farbenprächtiger Zug bewegte sich rund um den Gratzener Hauptplatz und wieder zurück in die lichterstrahlende Kirche. In sämtlichen Fenstern brannten die Kerzen. Die Augen der Menschen glänzten, alles war froh gestimmt. Die Gratzener Auferstehungsfeier gehörte zur eindrucksvollsten im weiten Umkreis.

Noch lange vor dem Frühgottesdienst am Ostersonntag ging die Mutter mit uns Kindern auf das nahegelegene Feld, um ein stilles Vaterunser zu verrichten. „Oh Herrgott, gib ein gutes Jahr! Verschone uns vor Hagel und Unwetter. Gib uns wieder unser tägliches Brot!“ murmelte sie.

Zu Mittag schnitt sie das geweihte Fleisch, das Osterbrot, den Kren und die Eier, legte alles sorgfältig auf den Tisch, und alle aßen wir davon.

Für uns Kinder hatte der Osterhase bunte Eier in ein Nest gelegt, das wir entweder selbst vorher aus Moos und Gras vorbereitet hatten, oder das wir erst suchen mußten. Dabei ging es natürlich lustig zu. Waren die Eier endlich gefunden, begann das Eierpecken. Je zwei Spieler hielten ihre Eier so in der Hand, daß nur die Spitzen hervorlugten. Und nun wurde Spitze gegen Spitze „getitscht“. Wessen Ei dabei ganz blieb, hatte das andere gewonnen.

Beim Eierscheiben errang auch nur das widerstandsfähigste Ei den Sieg, deshalb versuchte manch einer den anderen mit einem Gipsei zu überlisten. Beim Eierschießen wurde ein Ei auf den Boden gelegt. Die Spieler stellten sich in einiger Entfernung davon auf und versuchten mit Geldstücken das Ei zu treffen. Wessen Geldstück stecken blieb, dem gehörte das Ei und das ringsum liegende Geld.

Da Ostern häufig in den April fällt, will ich auch das Aprilschicken erwähnen. Es ist eine Sitte voll Heiterkeit und Fopperei, die aber nicht nur in Südböhmen geübt wurde. Alt und jung versuchten am 1. April einander irgendwie hereinzulegen und anzuführen. Kinder oder Bekannte wurden allen Ernstes zu Nachbarn oder Kaufleuten gesandt, um eine Nachricht oder eine Bestellung auszurichten, die sich aber als Jux erwies.kehrte der Betreffende zurück, wurde er wegen seiner Torheit ausgelacht und mit den Worten: „Am 1. April schickt man den Esel, wohin man will!“ lauthals verspottet.

Hin und wieder kam es vor, daß sich der Gefoppte am 1. Mai rächte. Gelang es ihm, lautete sein Spottvers dann: „Am 1. Mai schickt man den Esel um a Heu!“

Tiefer Ernst und unbeschwerte Heiterkeit wechselten einander in der Osterzeit ab. Überliefertes Brauchtum, ein wenig Aberglauben, gepaart mit christlicher Frömmigkeit und echter Naturverbundenheit kennzeichneten den Ablauf der Festtage. Werte, um deren Wiedergewinnung sich heutzutage viele Menschen angestrengt bemühen.

Heinz Hofmann

Da Håroid

(Eine Teufelssage)

Wenn es uns im Sommer in unserer Heimatstadt Krems an der Donau zu heiß wurde, dann zog es unsere Hofmannfamilie ins kühlere, luftigere Waldviertel hinauf, nach unserem lieben, schönen Brunn am Wald. Dort hatte ein fernverwandter Onkel einen weitbekannten Einkehrghasthof mit einer guten Landwirtschaft. Dorthin wanderte ich als „Wandervogel“ in den Ferien gerne zu Fuß und fühlte mich sehr wohl.

Im schönen Brunn am Wald, mit dem romantischen Wasserschloß und der gotischen Waldkapelle, die mein Großvater anlässlich des Straßenbaues Krems-Zwettl errichtet hatte, lernte ich als Student Land und Leute kennen und schätzen, ich arbeitete mit ihnen in der Landwirtschaft, sonntags sang und tanzte ich mit ihnen im Gasthofsaal, und nachts hörte ich öfters den Wächterpfiff des Nachtwächters, der noch mit einer Hellebarde bewaffnet war.

Es war zu Anfang des Ersten Weltkrieges, als ich als „Daunanehmer“ auf den Bergfeldern in Brunn, das vom „Wögerer Ferdl zuwigmahte Troad“ schabweise aufnehmen und auf Strohbander auflegen mußte, wo es dann zu Garben gebunden und zu „Mandln“ aufgestellt wurde. Dann aber, als ich das Mähen mit der „Sengst“ selber schon erlernt hatte, schwang

ich die Sense und mähte den niederen Berghafer hinter dem Ferdl fest nach — meistens sogar im Gleichtakt und im festen Mähergleichschritt — das war für mich als Städter eine helle Freude, den Landleuten zu zeigen, daß ich auch bei ihrer schweren Feldarbeit als Sportler mithalten konnte.

Wir waren beim Hafermähen — zunächst oben am Bergfeld — und setzten uns zur Jause in den Schatten der Linde, die man auf den Aussichtsgipfel gepflanzt hatte, da aßen wir das kernige, dunkle Hausbrot, das die „Tant“ selbst gebacken hatte und tranken dazu den sauren Most, ich aber meine süße oder saure Milch. Da fragte mich der Alt-Wögerer: „Heinz, warum trinkst du allweil nur a Müli, kunntast ja an Most oda an Wein a habn?“ Ich antwortete ihm im Waldviertler Dialekt: „Weu ma di Müli bessa schmeckt und weu i gsünda und stärka bin dabei, als ihr mit euerm sauern Most, von dem ihr allweil wieder „Bauchschneidn“ kriagts!“ Er: „Jå, wåhr iß, i trink von murgnån a nur mehr a Müli!“ — Dann erzählte ich ihm daß ich als „Wandervogel-Jugendführer“ mit meinen Buben und Mädln weit und breit in unserer Heimat herumgewandert bin, alles ohne Wein und Bier, ohne Zigaretten und Tabak und geschlafen haben wir bei den Bauern im Heu. Da wurde auch der Wögerer gesprächig, deutete mit seinem „Brotfeil“ hin auf die Voralpenberge und frug mich: „Siagst durt den Ötschaberg, wårst durt a schon amol?“ Ich: „Jå, freuli, am Ötscha wår i schon går oft, von Lacknhof üba n Riffelsåttl, oda vom Spülbichler auffi zum Ötschahaus, dös is a Schutzhüttn, und dånnauf de Ötschaspitzn zum großn Kreuz, und dånnauf san ma „åbikraxlt“ üban „Rauchn-Kamm“ zu de Ötschahöhln, zum Göldloch und zum Taubnloch —“ . . . Da spitzte der Ferdl die Ohren — er wurde unruhig, wandte sich mir näher zu und rief besorgt: „Wås, du wårst schon in de Ötschahöhln, då hæst sicha schon den Håroid schrein und heuln ghört?“ . . . Ich: „Welchen Håroid, wer is denn dås?“ . . .

Am Abend, nach getaner Måharbeit, am Heimweg und in seinem kleinen Häusl erzåhlte er mir vom Håroid, wie es ihm Vater und Mutter öfters berichteten.

„Da Håroid, dös wår a gånz a vermåledaits Råbnviah aus da Teufls-Höll! Der hædt då obmat bei Wåldhausn, woast, bei Zwettl da obmat åm Loschberg“ — er deutete am Heimweg mit dem Daumen nach dem Nordwesten, wo ich einen hohen, bewaldeten Bergrücken sah — „ghaust. Durt wår mittn im finstan Wåld drein a kloans Holzhaisl, im sölbign hædt a Hoizknecht mit sein Wai und a pår kloane Kina årmsöli in an oanznig Stüwe glebt. Bei den Laitln is unhoamli zuagånga. Um zwölfe in da Nåcht hædt da Holzkacka-Sepp öftas in an großn Buach zum Blattln und zan Lesn ånfangt, und wånn do de Kina aufgwåcht san, då hæbn sa si zu ernara Muata zuwidraht und hæbnt gsågt: Schaut d’Muata hin, in Våda san d’Herndl gwåxn . . . richti wåhr, da Håroid, da Taifl war ban erm. — Åm nextn Tåg is da Sepp schon zeitli in da Fruah davon — seim Wai is so unhoamli gwen . . . sie hædt dös ihrig Zaig zamgricht und ist mit an Binkl und den Kinan åbigroast za ihra Godl nåch Loschberg. — Dås hædt dem Sepp net paßt, der is mitn Taifl im Gschpül gwen und hædt den Laidln im Durf ålsmögliche zflaiß tån. Håbns im Wåld strairechat und de Strai auf an Haufn zåmmtrågn, und sands åm næxten Tåg mitn Oxngspån hinkema zan Auflådna, då wår da Straihaufn zstrahet und se hæbn van naichn strairecha ånfånga müasen. Mitn Schaidaholz wår dös nämliche, da schöne Schaidastob wår zstrahet und de Schaida sand weit und broad im Wald ummaglegn. De Wåldwegn wårn mit Stoan valegt und von de Böldstöckl wårn de Böldu und de Kraizna aussagrissn . . . a Sünd und a Schånd . . . und dös hædt ålles da Taifl-Håroid tån, der obmat beim Seppn im kloan Haisl ghaust hædt.

Då san de Lait reböllisch wurn, se sand zan Burgamoasta und zan Pfåra gånge und hæbnt gsågt: Im Håroid-Seppn steckt da laibhåftige Taifl drein, der muaß erm austribn wern, sunst

håbm ma allemitanånd koan Ruah net! Já, hát da Pfåra gsågt, åba wia? Då hát da Burgamoasta gmoant: Am Sunda, zeitli in da Fruah — nåch da Meß — gengan ma allemitanånd mit erna. Hochwürdn, zan Håroid auffi in Wåld, då nehman se in Weichbrunn mit und da Mesna 's Vurtragkraiz, und de Måna nehman Dreschflegl, Mistgåbln, Mistkreu, Håckna und Kråmpn und Stöckn mit . . . und da wern ma erm dös Taiflsviah schon austraibn!

Richti wåhr sands åm Sunda in da Fruah loszogn . . . se sand åba går net auffikema zan Seppn seina Hüttn, då is erna da Sepp mitn Håroid in erm schon gegnt und då hát ers ånpleart: Wås woits van mir? . . . Håbnt d'Lait und da Pfåra zruckgschrian: In Taifi austraibn, du bis da Håroid! Då hát si da Sepp aufbamt und hat zan Pfara gschrian: Wås kånnt ma für Sündn virhalten? Und da hát hålt da Pfåra erm ålle seine Sündna virghålt — und d'Lait: Já, aso wårs a! . . . Da hat si da Håroid im Seppn wida aufbamt und hát dem ålt Pfåra seine Sündn virgstössn, naun já, Sündna håbm ma já ålle, dös håbnt d'Lait gwißt . . . da ålt Pfåra hát si åndraht, er hát in Håroid net ånkenna . . . und allemitanånd sands wida hoamzogn . . . und da Håroid hát glåcht.

Båld drauf is da ålt Pfåra g'sturbn, und a junga, naichgweichta Pfåra is kema, der hát dem Håroid ånkenna und is mit de Loschberga a wida auffi zan Wåldhaisl. ålls håbnts wida ban ern ghåt, dös Kraiz, in Weichbrunn, de Stecka und de Werkzeuga . . . já, und da Jung-Pfåra hat n Seppn zerscht amål dös Kraiz hinghålt, nåchat hát a erm mitn Weichwåssa urndle eindechtl, nåchat håbnts allemitanånda laut bett . . . und auf ånmal wår da Håroid weg und da Sepp is lampefrumm mit da Prozession åbizogn nåch Loschberg; åba er is krank wurn und is bal drauf gsturbn . . . Já, da jung Pfåra hát nu kane Sündna ghabt, der hát erm ankinna. Åba dös Håroid-Taiflsviah is bliebn, dös hát n Laidn ållweu nu ålls zflais tån, wo s nur kinna hat! . . . Glei wår er in an Heangai¹⁾ und hát den Laitn de Singaln gholt, glaiamål wår er in an Fuxnviah und hát n Loschbergan Hean dabissn und vazagt . . . a ånasmål hátn a Håltersbua gsegn, då wår er a Nådán,²⁾ de hát si auf ana Kuahaxn auffigschlangt und hát ihr ausn Auta³⁾ d'Müli aussoffa . . . Am schlechtean wår er, wia er in an schiachn Hund, wia a Woifsviah umgrennt is. Då håbndn d'Lait heuln und schrein ghört, wånn er sie a kloans Lampe⁴⁾ auf da Woad grisan und davonzagt hát . . .

Dös håbn si d'Lait åba nimma gfålln låssn und sand wida zum jung Pfåra klågn gånga. Der hát si mitn Jaga zåmmtån, der hát erm a Fålln glegt und wia da Håroidhund in da Schlinga wår, då hátn da jung Pfårra, der erm richti ånkinna hát, vajågt und vabånnt, då eini in d'Ötschahöln und da hát da Pfårra erm nåchegschrian: Wånnst nu amål nåch Loschberg zruckkimst, nåchat wirst umbråcht, du vafluachts Håroid-Råbnviah du!

Da Fluach hát in Håroid vajaukt, dös Viah hát in Schwoaf einzogn und is grennt und grennt bis in de Ötschahöln . . . já, und då drinat huckt er, da Håroid und heuit und schrait . . . wia in da Höll . . . weul na seine Sündna plågn . . . dös vafluachte Råbnfia, dös vamaletaite . . . so erzåhte der Wögera Ferdl . . .

Am nächsten Tag saßen wir wieder oben am Bergl unter der Linde bei der Jause — und als unten im Dorf ein Hund bellte und heulte, da sagte der Ferdl feanzerisch zu mir gewandt — aber auch treuherzig: „Heinz, hörschtn, in Håroid, dös Råbnviah? — Geh nimma eini in de Ötschahöln, bleib liaba då bei uns in Brunn und huif uns bei unsana schwarn Låndårwat! . . . Und ich blieb bis zum Ernteende . . . in Gedanken und Träumen bis heute noch, in gesundem Leben.

ANMERKUNGEN

¹⁾ Heangai = Hühnergeier = Raubvogel. ²⁾ Nådán = Natter = Schlange. ³⁾ Auta = Euter. ⁴⁾ Lampe = Lamperl = Lamm.

Wo mei Hoamat is

Mei Hoamat is durt, wo i d'Weg alle woäß,
wo's mi griäß'n, wann i hoamkimm von a Roas.
's is net all's guat, 's is net all's schen —
aber ehrli g'sagt, furt möcht i a neamer gehn.

Mei Hoamat is durt, wo i d'Leut alle kenn,
wo's zan Reden ganz gern beinanderstehn.
I woäß scho a, die's geg'n mi treib'n —
na soll i vielleicht weg'n solche net dableib'n?

Mei Hoamat is durt, wo mein Muatterl ihr Grab,
und i selber mei letztes Platzerl bald hab.
Die ganze Welt auf oan kloan Fleck
wird mei Hoamat wer'dn — da bringt mi koaner mehr weg.

Achtung Neuerscheinungen!

Walter Pongratz

Die ältesten Waldviertler Familiennamen

Schriftenreihe des WHB, Band 26 (1986), 204 Seiten, 4 Kartenskizzen,
Quellen- und Literaturverzeichnis. Preis: 195 Schilling.

Robert Kurij

Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel Die politische Situation 1938-1945

Schriftenreihe des WHB, Band 28 (1987), 248 Seiten, 34 Abbildungen,
Quellen- und Literaturverzeichnis. Preis: 195 Schilling.

Bestelladresse:

WHB, 3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Erich Rabl).

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Waldviertel

Bäuerliche Gästeringe stellen sich den Medien vor

Als im Jahr 1981 fast 400000 Besucher zur Landesausstellung über das Wirken der Kuenringer in das Stift Zwettl gekommen waren, begannen die für die Fremdenverkehrswirtschaft im Waldviertel Verantwortlichen zu merken, welche große Chancen für eine weitere Ankurbelung dieses Wirtschaftszweiges vorhanden und welche ungenutzten Reserven noch auszuschöpfen sind.

In weiterer Folge kam es dann zur Installierung eines Waldviertelbeauftragten (Dir. Dipl.-Ing. Adi Kastner) des Landes, dessen Funktion später auch durch einen Waldviertelbeauftragten des Bundes ergänzt wurde, und auch zur Schaffung von Bäuerlichen Gästeringen in dieser Region. Das Waldviertel wurde von diesem Waldviertel-Management in sechs Abschnitte geteilt, wobei Pöggstall, Ottenschlag, Zwettl, Litschau, Dobersberg und Langenlois Stützpunkte in diesem Organisationschema darstellten.

Die Zentrale für das gesamte Waldviertel-Management wurde im Edelfhof bei Zwettl eingerichtet. Träger dieser Bäuerlichen Gästeringe sind Vereine, deren Mitglieder sind gewerbliche Fremdenverkehrsbetriebe sowie Bauern, die sich der Aktion „Urlaub am Bauernhof“ angeschlossen haben. Insgesamt gehören den Bäuerlichen Gästeringen derzeit rund 240 Betriebe an, die zusammen über etwa 2600 Betten verfügen, doch geht es hier weniger um ein möglichst hohes Bettenangebot, sondern um die Qualität. Das Ziel aller Bemühungen ist es, dem Gast ein auf seine speziellen Bedürfnisse angepaßtes Gesamtangebot zu machen.

Um der Öffentlichkeit zu zeigen, was zur Verbesserung des touristischen Angebots in den vergangenen Jahren geleistet wurde und wohin die Aktivitäten in nächster Zeit gehen, gab es eine dreitägige Pressefahrt durch das südliche Waldviertel, wobei Schwerpunktthema der Wintersport, konkret das Langlaufen, war. Das Gebiet um Gutenbrunn-Bärnkopf hat sich bei den Anhängern dieses immer populärer werdenden Sports große Beliebtheit erworben. Es stehen hier zwischen 80 und 120 Kilometer gepflegte Loipen zur Verfügung. Man pflegt aber hier nicht nur den Breitensport, sondern auch den Spitzensport: Einmal im Jahr lockt der 12-Stunden-Lauf in Gutenbrunn, wo eine vier Kilometer lange Nachtlaufloipe mit Flutlicht zur Verfügung steht, internationale Spitzenläufer an. Beim nächsten Nachtlauf erwartet man sogar die Beteiligung einer UdSSR-Staffel.

Ungeachtet der positiven Aufwärtsentwicklung dieser Region gab es zuletzt insofern gewisse Schwierigkeiten, als jene Gebiete, die über die besten Schneelagen verfügen, unzureichend mit Beherbergungsmöglichkeiten ausgestattet waren und umgekehrt. Hier ist nun dem Waldviertelmanagement ein großer Erfolg gelungen, da es zu einer Kooperation dieser verschiedenartig strukturierten Gebiete kam. In Zusammenarbeit lassen sich also auch diese Probleme lösen.

Als Beispiel für sehr erfolgreiche Bemühungen zur Modernisierung der heimischen Betriebe wurde bei dieser Exkursion der „Kirchenwirt“ in Laimbach am Ostrong vorgestellt, der wahrlich keine Konkurrenz zu scheuen braucht. So bietet der Gasthof Schreiner für die bevorstehende Saison ein Winterprogramm an, das ein Arrangement mit Vollpension, Langlaufkurs, Verleih aller erforderlichen Ausrüstungsgegenstände, Transfers, kulinarische Spezialitäten, Folklore und auch Kultur beinhaltet.

LZ (Neue) 1986/42

Allentsteig (Edelbach-Tüpl)

In Edelbach gab es einmal eine Universität

Während Landeshauptmann Ludwig um „seine“ Universität kämpft, ist weithin unbekannt, daß bereits im Zweiten Weltkrieg eine Universität in Niederösterreich existiert hat. Eine ganz und gar exo-

tische noch dazu. Aufgebaut unter extremsten Bedingungen. An einem Ort, wo sich die Füchse „gute Nacht“ sagen.

Wo heute nur mehr eine schmale Hinweistafel und eine Kirchenruine stehen: Auf dem Truppenübungsplatz Allentsteig gründete der bedeutende französische Wissenschaftler François Ellenberger Oktober 1941 die „Universität der Gefangenen von Edelbach“.

Der Geologe war mit anderen französischen Offizieren im deutschen Gefangenenlager Edelbach OFLAG XVII A interniert. Nicht einsperren ließ sich der Forschergeist. Der Professor baute in dem Lager einen Unibetrieb auf. Er hielt Vorlesungen, vergab sogar Dissertationen, die später nostrifiziert wurden. Auf einem 400 Meter langen Geviert wurde Forschung betrieben. Dazu der Geologe Alexander Tollmann, bekannt geworden auch als Grün-Politiker: „Diese 400×400 Meter im Waldviertel sind der geologisch bestuntersuchte Teil von Österreich.“

Ellenberger baute alle Geräte mit seinen Schülern selbst. Die Härteskala improvisierte er mit einer Rasierklinge (Härte 6,5). Und den Kontakt zur wissenschaftlichen Außenwelt hielt er über einen acht Meter tiefen Stollen, von wo der Professor und seine Studiosi einen Verbindungstrakt zu einem Bauern buddelten. Der Bauer diente als Poststelle. Das Ergebnis der Forschungen liegt in einem Band mit 171 Seiten vor. Kommentar eines Waldviertlers: „Da war Ludwig noch Südmährer, hatten wir schon unsere Universität.“
Peter Sitzwohl/NÖ Kurier v. 12. 3. 1987

Gebharts bei Schrems

Forschung hilft Fischzucht

Was eine NÖ-Universität in Zukunft machen soll — durch Forschungsarbeit dem Land direkt zu helfen — geschieht bereits seit drei Jahren im nördlichen Waldviertel mit großem Erfolg. Hier leistet eine ökologische Station in Schrems Forschungsarbeit, hilft den Fischzüchtern beim Bewältigen ihrer Probleme und erhält sich großteils selbst.

Eine aufgelassene Schule in der Schremser Katastralgemeinde Gebharts, ab 1978 sporadisch als Forschungsstation genutzt, wurde 1983 zur „Ökologischen Station Waldviertel“ ausgebaut. Betreiber ist ein Verein, dem Bund, Land, Teichwirte und Stadtgemeinde Schrems angehören.

Leiter ist Dr. Günter Schalott, ein Limnologe, der sich über den Aufschwung der Station freut. Denn während im ersten Jahr lediglich 20 Teichwirte mit ihren Sorgen zu ihm kamen, waren es heuer bereits sechzig. Hundert verschiedene Teiche hat er allein heuer untersucht. Die Finanzen erwirtschaftet das kleine Team, das aus dem wissenschaftlichen Leiter, seiner Frau und wenigen Bürokräften besteht, aus bezahlten Forschungsaufträgen.

Aber auch außerhalb der Fischzucht gibt es Erfolge. So konnte die Station einer oberösterreichischen Gemeinde helfen, ihren Badesee ohne Chemie und mit geringen Kosten von lästigen Wasserpflanzen zu befreien: durch den Besatz mit einer speziellen Karpfenart.

„Unser Ziel ist eine möglichst naturnahe und trotzdem wirtschaftliche Fischproduktion“, erklärt Dr. Schalott und sieht sich als Brücke zwischen Wirtschaft und Ökologie. Nach dem Erfolg der Waldviertler Teichwirte und der Qualität ihrer schuppigen „Produkte“ eine viel begangene Brücke.“

Gilbert Weisbier/NÖ Kurier v. 28. Jänner 1987

Kooperation mit der CSSR

Eine wissenschaftliche Sensation ersten Ranges fand ihren Abschluß: Die Ökologische Station des Waldviertels in Gebharts bei Schrems hat mit einer weltberühmten Station in Trebon in der CSSR einen Kooperationsvertrag abgeschlossen.

Die Probleme in den Gebieten diesseits und jenseits der Grenze sind so ähnlich gelagert, daß in vielen Bereichen eine gemeinsame Lösung und Erarbeitung möglich ist, so der Geschäftsführer der Ökologischen Station Waldviertel, Dr. Günther Schlott. Aufgrund einer Initiative von tschechischen

Wissenschaftlern und des Ehepaares Dr. Karin und Dr. Günther Schlott kam es zum Zustandekommen dieses Vertrages, der nach nunmehr fast zweijähriger Vorbereitungsarbeit am 23. Jänner 1987 ratifiziert wurde. Durch diesen Vertrag, der sich an einen Vertrag der Akademien der Wissenschaften beider Länder anlehnt, wird es sowohl für die tschechischen als auch für die österreichischen Wissenschaftler möglich sein, ihre Forschungen im Einzugsgebiet des Lainsitzflusses diesseits und jenseits der Grenze durchzuführen. Die Forschungsergebnisse sollen beiden Seiten zugute kommen. Die Forschung soll sich auf die Ökologie und Chemie der Wetlands, besonders der Teiche, in diesem Gebiet konzentrieren. *NÖN 1987/4*

Gföhl

Malereien aus dem 15. Jahrhundert werden jetzt restauriert

Im Erdhofer-Haus, das in wenigen Monaten die Gföhler Gemeindeverwaltung beherbergen wird, wurden im Zuge der Arbeiten auch Malereien aus dem 15. Jahrhundert gefunden. Derzeit ist die akademische Restauratorin Rudolfine Seeber mit der Rekonstruktion beschäftigt.

Der herrlich gewölbte Raum wird später Malereien aus zwei Epochen aufweisen können: Die Deckenmalerei stammt aus dem vorigen Jahrhundert, eine Wand mit den Kunstwerken aus dem 15. Jahrhundert wird originalgetreu instandgesetzt.

Dieser Raum liegt im Obergeschoß über der früheren Einfahrt und muß nicht als Arbeitsraum verwendet werden, sodaß die Kunstwerke für alle Besucher des Hauses im vollen Umfang sichtbar sein können. *NÖN 1986/51*

Gmünd

Israel zeichnet Gmünder aus

Eine der höchsten israelischen Auszeichnungen, die „Yad Vaschan Medaille“, wurde am 16. 12. an das Gmünder Ehepaar Hofrat Dr. Arthur und Maria Lanc überreicht. Die Laudatio bei der Auszeichnung hielt Kardinal Dr. Franz König. Für seine Hilfe für jüdische Häftlinge in Gmünd war HR Dr. Lanc bereits einmal vom ungarischen KZ-Verband geehrt worden, auch das Ehrenzeichen für die Befreiung Österreichs wurde an Dr. Lanc verliehen.

Im Frühjahr 1944 war ein Judentransport in Gmünd für die Kartoffel-AG eingetroffen. Beim damaligen Amtsarzt Dr. Lanc meldete sich bald darauf ein mit diesem Transport gekommener Arzt namens Dr. Lipot Fisch. Zwischen den beiden Ärzten entwickelte sich bald ein reger Kontakt, der auch aufrechterhalten wurde, als Dr. Fisch nicht mehr zu Dr. Lanc kommen durfte. Dr. Arthur Lanc und seine Frau taten in dieser Zeit, „was vom Standpunkt der Vernunft als Wahnsinn zu bezeichnen war“. Sie halfen, so gut es ging, mit Kleidern, Lebensmitteln und Medikamenten.

Die entscheidende Tat gab es im März 1945, als es mit dem Dritten Reich bereits zu Ende ging. Es gab den Befehl, als sich die Front näherte, alle Juden in ein KZ zur Vernichtung zu überstellen. Gemeinsam mit dem damaligen Amtstierarzt Dr. Krisch entwickelte Dr. Lanc einen Plan, Dr. Fisch und zwei von ihm ausgewählte Juden zu retten.

Dr. Lanc erfuhr von der bevorstehenden Abholung der Juden und verständigte Dr. Fisch wie vereinbart mittels Codewort. Die Flucht der drei Juden aus dem Lager klappte, beim vereinbarten Treffpunkt gab es jedoch eine Panne. Dadurch mußte Dr. Lanc das Risiko eingehen, am helllichten Morgen gemeinsam mit Dr. Fisch im Auto durch Gmünd zu fahren und ihn mit seinen zwei Freunden nach Albrechts zu bringen, von wo sie Dr. Krisch in ein Versteck zu Gerbermeister Weißensteiner brachte, in dem sie die wenigen Tage bis Kriegsende verborgen blieben. *Johann Ramharter/NÖN 1987/4*

Rede anlässlich der Verleihung der Goldenen Ehrennadel der Stadt Gmünd an sieben verdiente Persönlichkeiten

Am 16. Februar 1987 überreichte der Bürgermeister der Stadtgemeinde Gmünd, Herr OSR Johann Schaffer, im Rahmen einer Festsitzung des Gemeinderates im Palmenhaus, den Ehrenring und die vor kurzem von der Stadt gestifteten Goldenen und Silbernen Ehrennadeln an sieben um die Stadtgemeinde verdiente Persönlichkeiten. Es waren dies Stadtrat a. D. Josef Chyna, Baumeister Franz Graf, Dr. Walter Guggenberger, Ob.-Insp. Adolf Käfer, Hofrat Dipl.-Ing. Walter Langer, Ing. Friedrich Löw und der Ehrenpräsident des WHB Prof. Dr. Walter Pongratz. Anschließend an die Laudatio, welche der Bürgermeister hielt, dankte im Namen aller Ausgezeichneten Prof. Dr. Walter Pongratz mit folgenden Worten:

„Sehr geehrter Herr Bürgermeister, sehr geehrte Gemeinderäte, sehr geehrte Festgäste!

Es ist mir als dem Ältesten der soeben Ausgezeichneten der ehrenvolle Auftrag zuteil geworden, im Namen aller sieben Herren der Stadtgemeinde Gmünd, an ihrer Spitze Herrn Bürgermeister OSR Johann Schaffer, und dem gesamten Gemeinderat für diese hohe Ehrung herzlichst zu danken.

Ehrenring und Ehrennadel sind symbolisch die äußere Form der Anerkennung für eine besondere Leistung im Dienste einer Gemeinde, im weiteren Sinne auch eines Bezirkes oder einer Region. Lebensnotwendige Bereiche, wie Straßen- und Wohnbau, Wirtschaftsförderung, Verbesserung der Infrastruktur, der Technologien, der Grenzlandförderung und dergleichen müssen hier an erster Stelle genannt werden. Aber auch die geistig-wissenschaftliche und heimatkundliche Tätigkeit für Stadt und Land, die Erforschung der Geschichte einer Stadt oder eines ganzen Bezirkes in Vergangenheit und Gegenwart, einschließlich der Zeitgeschichte, hat ebenfalls ihren besonderen Stellenwert. Dies vor allem im Sinne der Volksbildung, denn nur der, der seine Heimat kennt, wird sie auch lieben und gerne für sie arbeiten.

Gmünd als alte Stadt an der Landesgrenze hat in ihrer rund achthundertjährigen Geschichte bis in die jüngste Zeit durch Kriege, Naturkatastrophen, Seuchen und wirtschaftliche Not viel Leid erdulden müssen. Aber immer wieder fanden sich Menschen, die Zerstörtes aufbauten, das Land neuerlich kultivierten und so auch mithalfen, kurze Epochen eines bescheidenen Wohlstandes herbeizuführen. Als im vorigen Jahrhundert die Franz-Josephs-Bahn erbaut wurde und in Gmünd, sowie im Umkreis der Stadt und des Bezirkes Industriebetriebe entstanden, erlebte die Gemeinde einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung. Gmünd wurde schließlich, 1899, der Verwaltungsmittelpunkt eines politischen Bezirkes, der allerdings nach dem Ende des Ersten Weltkrieges durch die neue Grenzziehung große territoriale Einbußen hinnehmen mußte.

Wir wissen wenig darüber, in welcher Form in früheren Jahrhunderten verdiente Mitbürger und kleine Leute für besondere Verdienste ausgezeichnet wurden. Waren damals nur in höchsten Adelskreisen Verleihungen von Goldketten und Medaillen sowie Geldgeschenke durch den Landesfürsten üblich, so konnte es auch vorkommen, daß verdiente Mitbürger in den kleinen Ackerbürgerstädten des Waldviertels, die sich vor allem bei der Verteidigung ihrer Stadt ausgezeichnet hatten, durch die zuständige Grundherrschaft, in unserem Fall durch die Herrschaft Gmünd, mit Landgütern außerhalb der Stadt oder mit einer begünstigten Steuerform, dem sogenannten „Leibgedinge“ belohnt wurden. Von einem Bürgermeister der landesfürstlichen Marktgemeinde Langenlois wissen wir sogar, daß er im 16. Jahrhundert in den Adelsstand erhoben wurde.

Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Patrimonialherrschaften aufgehoben und die Gemeindeautonomie geschaffen wurden, begann man, verdiente Mitbürger mit der Verleihung der Ehrenbürgerschaft auszuzeichnen. Das war für lange Zeit die einzige Möglichkeit, verdienstvolle Persönlichkeiten durch die Gemeinde zu ehren. In Gmünd fand dies im Jahr 1872 zum ersten Mal für den damaligen Bürgermeister Alexander Eggerth statt. Erst viel später, zumeist erst nach dem Zweiten Weltkrieg, begannen die größeren Gemeinden des Waldviertels mit der Verleihung von Ehrennadeln und Ehrenringen. Im Gmünd wurde der erste Ehrenring im Jahr 1980 verliehen. Für die Verlei-

hung von Goldenen und Silbernen Ehrenringen durch die Stadt findet mit der heutigen Feier sozusagen eine „Premiere“ statt.

Wenn ich nun eingangs gesagt habe, daß besondere Verdienste um die Stadtgemeinde, den Bezirk oder die Region des Oberen Waldviertels den Anlaß zu Ehrungen geben, so bieten die hier soeben durch den Herrn Bürgermeister vorgestellten Persönlichkeiten, jeder für sich, durch ihre verschiedenen, verdienstvollen Tätigkeiten für Stadt und Land das beste Beispiel dafür. Jeder von ihnen hat im Rahmen seines Wirkungs- und Forschungsbereiches mehr getan, als ihm nur Pflicht und Gewissen vorgeschrieben haben. Es war für jeden einzelnen der Geehrten sicher nicht immer leicht, seine Pläne zu realisieren und die ihm zugeteilten Aufgaben erfolgreich zu erfüllen. Schwierigkeiten gab es immer wieder, doch mit gutem Willen, Entschlossenheit und vor allem Konzilianz kam die notwendige gute Zusammenarbeit mit den in Betracht kommenden Stellen in den Gemeinden, der Bezirkshauptmannschaft oder mit den betreffenden Landesstellen zustande, sodaß das Wesentliche der geplanten Aufgaben zum Wohle der Allgemeinheit verwirklicht werden konnte.

Überblicken wir die verschiedenen verdienstvollen Tätigkeiten der hier ausgezeichneten Persönlichkeiten, so sehen wir, daß diese vor allem mit dem Auf- und Ausbau nach der Besatzungszeit, 1956, im engen Zusammenhang stehen. Straßenbauten oder Errichtung von Wohnhäusern und Kommunalbauten, wie beispielsweise der Bau des neuen Krankenhauses, Schaffung von Lebensraum und Infrastruktur waren vorerst für die Allgemeinheit von höchster Bedeutung. In diesem Zusammenhang muß die Verleihung des Ehrenringes an den Herrn Stadtrat a. D. Josef Chyna gesehen werden, der lange Zeit im Dienste der Kommunalverwaltung, vor allem als Stadtrat für Finanzen und Verantwortlicher für das Krankenhauswesen an führender Stelle tätig war. Dasselbe gilt auch für die Ehrung von Hofrat Dr. Walter Langer und Oberinspektor Adolf Käfer im Bereiche der Straßenverwaltung und nicht zuletzt auch für die hier vertretenen Repräsentanten des Bauwesens im allgemeinen. In den letzten beiden Jahrzehnten gewann der Ausbau der modernen Technologien, wie Fernmeldetechnik und Elektronische Datenverarbeitung, sowie die Weitergabe dieses Wissens an junge Mitarbeiter in Technik und Verwaltung immer mehr an Bedeutung. Schließlich steht in jüngster Zeit die Grenzlandförderung, insbesondere der Bezirke des Oberen Waldviertels, im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, um der Verarmung und der damit verbundenen Grenzlandflucht in diesen Regionen Einhalt zu gebieten. Auch für diese kurz charakterisierten Bereiche stehen prominente Fachleute vor ihnen, die durch die Stadt geehrt wurden.

Ganz besonders aber freut es mich, daß die Stadtgemeinde Gmünd durch die Auszeichnung meiner Person mit der Goldenen Ehrennadel auch die Tätigkeit der lokalen Heimat- und Regionalforscher ausgezeichnet hat. Ich war es ja nicht allein, der die umfangreiche „Heimatkunde des Bezirkes Gmünd“ erstellt hat, viele aus dem Bezirk haben dabei wertvolle Mitarbeit geleistet. An dieser Stelle sei auch diesen herzlichst gedankt.

Schließlich muß ich auch ganz besonders hervorheben, daß die Stadtverwaltung Gmünd unter ihren Bürgermeistern und Kulturstadträten der Nachkriegszeit stets Kultur- und Geschichtsbewußtsein bewiesen hat. Ich erinnere nur an die gelungene Fassadenrestaurierung der Sgraffitohäuser auf dem Stadtplatz, bald nach der Beendigung des Zweiten Weltkrieges, als erste der Gemeinden des Bezirkes, an die vorbildliche Gestaltung des Stadtplatzes und der beiden Museen, an die Pflege des Stadtarchivs und die Schaffung einer wissenschaftlichen, heimatkundlichen Forschungsbibliothek. Schließlich hat die Gemeinde durch die großzügige Bereitstellung der finanziellen Mittel das Erscheinen der repräsentativen Bezirkskunde erst ermöglicht.

Abschließend darf ich noch einmal im Namen aller der heute Geehrten der Stadtgemeinde Gmünd für die Auszeichnungen danken und gleichzeitig wohl auch im Sinne aller versprechen, daß mit der Verleihung des Ehrenringes, sowie der Goldenen und Silbernen Ehrennadeln sicher kein Schlußstrich unter die bisherigen Tätigkeiten der heute Ausgezeichneten für Stadt und Land gezogen wurde, sondern daß diese auch weiterhin im bisherigen Sinne für unsere schöne Heimat tätig sein werden.“

Walter Pongratz

Festsitzung am 16. Februar 1987

(Foto: Walter Kellner, Gmünd)



*Bürgermeister OSR Schaffer überreicht Prof. Dr. Walter Pongratz
die Goldene Ehrennadel der Stadt Gmünd*



Die Geehrten mit ihren Gattinnen und dem Herrn Bürgermeister

85 Jahre und „Raucht no a bisserl...“**Vom „Prinzip Hoffnung“ auf der Waldviertler Schmalspurbahn**

„Raucht a bisserl...“ mag sich mancher Bahnnostalgiker schon gedacht haben, wenn er auf der Waldviertler Schmalspurbahn zwischen Gmünd und Litschau oder Heidenreichstein die bekannte Melodie im Geiste vor sich hin summt. Tatsächlich fuhr diese Bahn bis zu ihrer Einstellung im Personenverkehr im Juni 1986 in den Sommermonaten an Wochenenden noch mit Dampfbetrieb.

Genau seit dem Jahr 1900 lassen Loks auf dieser Strecke Dampf ab. Zum 85jährigen Jubiläum gesellten sich zu den Loks auch Vertreter der Gemeinden, des Tourismus und der „Kulturinitiative Amaliendorf-Aalfang“, die die treibende Kraft darstellte, weil nicht einzusehen war, warum der touristische Personenverkehr auf dieser Strecke völlig ersatzlos eingestellt werden sollte.

Seit Mitte der 60er Jahre schwebt in den Rauchwolken der Loks das Einstellungsgespenst mit — einmal lautstärker, einmal leiser. 1986 ist aber plötzlich ernst gemacht worden. Vielleicht war es genau diese langjährige, aber eben nie eingelöste Drohgebärde der Betriebswirtschaftler, die die Gemeinden an dieser Strecke und die Tourismusbranche lehrte, mit dem Phänomen dahinzudösen und es nie richtig ernst zu nehmen. Vielleicht ist es auch ein Waldviertler Schicksal, weil in dieser Region Autoritätshörigkeit schon immer besonders groß geschrieben wurde. Nun aber rüttelte die definitive Entscheidung doch auf.

Sicher war diese Bahn im Personenverkehr defizitär, aber im Bereich des Tourismus — nur er scheint gegenüber dem Arbeiter- und Schülerverkehr aus vielerlei Gründen ausbaufähig — hat man ihr auch nie eine echte Chance gegeben: weder von den ÖBB noch von den Gemeinden. Bei den ÖBB konnte die dominierende Werbestrategie zur schnellen und bequemen Schiene, die übrigens auch enorme Investitionen benötigte, bis keine roten Zahlen mehr geschrieben wurden, mit dem „Bummelzug“ auf der Schmalspur nie so richtig etwas anfangen. Bei den Gemeinden gesellte sich der ursprüngliche relativ schwach ausgeprägte Tourismusgedanke kaum zur Schmalspurbahn. Dabei übersah man aber lange Jahre etwas, wovon z. B. Salzburg lebt, nämlich die „Umwegrentabilität“: Wenn die Bahn floriert, kann das den Fremdenverkehr ankurbeln und umgekehrt. Davon geht jedenfalls ein Konzept aus, das für diese „Region an der Bahn“ erstellt wurde.

Wohlgermerkt — weil Tourismus heute fast immer nach Masse, Überlaufenschein usw. klingt — die Bahn soll dabei nicht als Vehikel für regionale Prostitution an den Gast erhalten. Vielmehr könnte sie bei touristischer Frequenzsteigerung zur Hebung des ohnehin angeschlagenen regionalen Selbstwertgefühls beitragen, noch dazu, wenn der (Fahr-)Gast schon allein durch seine Anwesenheit Anerkennung von „Land und Leuten“ bescheinigt. Die Bevölkerung identifiziert ihre Grenzregion nach wie vor sehr stark mit der Bahn. „Unsere Bahn“ ist hier nicht ein Werbeslogan der ÖBB, sondern ein (noch?) möglicher Ausdruck des Verbindenden und Heimatstiftenden im Grenzland... und in diesem Sinne bekommt man ihn immer wieder zu hören.

Die Bahn soll auch nicht ausschließlich zum „Nostalgiezüge“ für Möchtegernlokführer werden. Vielmehr kann sie einen zentralen Imageträger für eine Region abgeben, die ohnedies nur sehr disparat beworben wird. Und der Feriengast, der zunehmend mehr Erlebnis und kleinräumige Mobilität in seinem Urlaub sucht — die Auguren der Marktforschung berichten von dieser Tendenz — könnte sich genau diese Bedürfnisse mit „unserer Bahn“ sehr erholsam und gemütlich erfüllen.

Daß ein diesbezügliches Angebot auch vom Gast angenommen werden würde, beweist das Ergebnis einer Fragebogenaktion, die im Spätsommer 1986 von der „Kulturinitiative Amaliendorf-Aalfang“ bei Gästen in der „Region an der Bahn“ durchgeführt wurde. Von 100 Fragebogen, die über die Beherberger verteilt wurden, lief die beachtliche Zahl von 34 zurück. Auf die zentrale Frage „Finden Sie Bemühungen um die touristische Attraktivierung der Schmalspurbahn grundsätzlich“ „nötig“ antworteten 25 mit „ja“, 6 meinten, daß sie „eventuell nötig“ sei, und nur 3 (interessanterweise alle aus Heidenreichstein und mit dem Argument, daß der hohe finanzielle Aufwand in keiner Relation zum geringen Interesse stünde) plädierten für „unnötig“. Vom Studenten bis zum Pensionisten waren so ziemlich alle Alters- und Berufsgruppen vertreten. Bis auf zwei Gäste aus der Gruppe der „Unnötigen“ wollten alle in ihrem Urlaub den „Dampfbummelzug“ mit seinem Angebot benüt-

zen. Als hätte es noch eines Beweises bedurft, wie ansprechend solche Zugsfahrten für den Touristen sein können, beschrieben viele den Zweck der Erhaltungswürdigkeit mit Wendungen wie „zur Landschaft passende Touristenattraktion“ bzw. „erhaltenswürdiges Industriedenkmal“.

Gleichsam als „Museumsbahn“ führt uns ja tatsächlich diese Schmalspurbahn in Halbtages- oder Tagesausflügen zu landläufig anerkannten und sehenswerten Kulturdenkmälern wie Burgen (Heidenreichstein, Litschau), Schlössern (Gmünd) und Kirchen ebenso wie zu wesentlichen Beständen der Sozial- und Industriegeschichte, wenn man zum Beispiel an die Glasfabrik in Alt-Nagelberg denkt, wo man heute noch zuschauen kann, wie Gläser mundgeblasen hergestellt werden, oder wo in der Fabrik und in zahlreichen Familienbetrieben jene Muster in das Bleikristall geschliffen werden, die innerhalb der Familien von Generation zu Generation überliefert worden sind. Auch die traditionelle Industrie der Holz-, Stein- und Textilbranche zählt dazu. Natürlich stellt auch die Bahn selbst mit ihrem Fuhrpark sowie den Gebäuden und Anlagen ein Stück sehenswerte Industrie- bzw. Verkehrsgeschichte dar.

Und noch etwas kann der „Bummelzug“: uns — auf Tempo und phantasielose Gebotserfüllung getrimmten Aufsteigern der Industriegesellschaft — das „kreative Schauen in der Natur“ wieder erlebbar machen. Im „Bummelzug“ kann man sich ruhig Zeit lassen und versäumt trotzdem nichts. Wo für andere Natur und Landschaft am Horizont zum Postkartenpanorama verschmelzen, dort „erfährt“ man durchs Fenster der Schmalspurbahn bei 30 km/h wie schön unsere Region im Detail ist. Es gibt kein Gebiet in Österreich, wo Granitblöcke, Restlinge, wie von Riesenhand hingeworfen, Wald und Wiese so sehr beherrschen. Vorbei an dunklen Teichen, tiefen Wäldern, idyllischen Bächen geht die Fahrt, und etwas zurückhaltend tauchen die steingemauerten alten Häuser aus den Mulden auf. Hier darf man ruhig Phantasie haben. Nicht jeder verwitterte Granitblock ist ein Wackelstein wie zum Beispiel der in Amaliendorf, aber Namen gibt es viele. Einige stehen im Wanderführer (zum Beispiel zahlreiche aus der Blockheide bei Gmünd), viele erfand der Volksmund, und eine Unzahl von Steinen wartet noch geduldig auf jene Namen, die ihnen die Wanderer geben. Das Spiel der Natur setzt der Phantasie keine Grenzen.

Nicht zuletzt durch die unternommenen Anstrengungen, durch die gesetzten Aktivitäten einer Kulturinitiative — „Bahnwandern“, Ausstellungen zur „Region an der Bahn“, u. a. auch im Rahmen der Aktion „NÖ schön erhalten — schöner gestalten“ in der Wiener Herrngasse, „Sonderzug im 4/4-Takt“ mit ORF-Begleitung anlässlich des Jubiläums 1985, nicht zu vergessen die Restaurierung der verwahrlosten Bahnstation in Aalfang unter freiwilliger Mithilfe der Bevölkerung — möglicherweise auch durch deren Beharrlichkeit ist es immerhin gelungen, eine weiterführende Gesprächsbasis mit allen Beteiligten zu finden, die Hoffnung schöpfen läßt für eine vereinsrechtliche Weiterführung eines saisonal eingeschränkten Betriebs.

Nach ungeahnten Schwierigkeiten, die sich größtenteils aus der für Österreich einmaligen Situation eines Mischbetriebs (auf der gleichen Trasse werden der Verein nach dem NÖ-Veranstaltungsgesetz im Personenverkehr — er wurde 1986 von den ÖBB eingestellt — und die ÖBB nach dem Eisenbahngesetz im Güterverkehr fahren), und den damit verbundenen Anforderungen an institutionelle Flexibilität ergaben, ist es nun endgültig so weit. Ein prinzipielles Übereinkommen zwischen Landeshauptmannstellvertreter Pröll, Bundesminister Streicher und der Eisenbahnergewerkschaft gibt dem „Waldviertler Schmalspurbahnverein“ grünes Licht. Und Dr. Pröll ist zuversichtlich, daß „alle Probleme bis zur Saisonöffnung 1987 aus dem Weg geräumt sind“.

Auch die Personalfrage ist jetzt einvernehmlich lösbar. Den Lokführer stellt gegen Bezahlung die ÖBB, das andere Personal der Verein. So kann auch ein Stück Arbeitsplatz mitabgesichert werden. Bleibt zum reinen Fahrbetrieb noch die finanzielle Situation zu bedenken. Da neben den an die ÖBB zu entrichtenden Kosten, neben den Betriebsmitteln, auch noch beachtliche Summen zur Risikoabdeckung durch den Verein aufzubringen sein werden, ist hier sicherlich genaues Rechnen angebracht. Allerdings kann aufgrund verschiedener veranschlagbarer Einnahmen aus der Kooperation mit gewerblichen Betrieben und dem regionalen Kunsthandwerk, die sich erschließen lassen, bereits festgehalten werden, daß sich das Projekt gemäß der Rahmenvorgaben rechnen läßt.

Die ersten Ausflugsfahrten sind jedenfalls ab Juni 1987 bereits vorgemerkt. Manche Gruppenreisen davon werden sich auch auf den Südast (Gmünd Richtung Großgerungs) der Schmalspurbahn erstrecken, der auch im Personenverkehr noch von den ÖBB befahren wird.

Aber nur die Räder auf der Schiene zu sehen, die sich also alsbald wieder von Gmünd Richtung Litschau bzw. Heidenreichstein drehen werden dürfen, wäre allein noch kein ausreichender Impuls für die regionale Gastronomie und die Beherberger, sowie das andere Gewerbe, das ebenfalls aus dem Tourismus Nutzen ziehen kann. Daher ist ein kooperatives Vermarktungskonzept im Aufbau begriffen, das die verschiedensten Betriebe und die vorhandene Kreativität dem Gast näher bringen kann, ohne daß die Bedürfnisse der „Gastgeberregion“, die regionale Identität und Lebensweise dem touristischen Bedarf geopfert werden. Eine solche Serviceleistung wird üblicherweise von der Bevölkerung und den Betrieben, wenn überhaupt — das zeigen Studien über andere Gebiete —, erst nach ausreichender Information und Motivation, angenommen. Jedenfalls muß sie kooperativ mit den Betroffenen durchdacht und erarbeitet werden. Nicht aufs erste zu erwarten war daher, daß einige Gewerbebetriebe heute schon ihr Mittun angekündigt haben. Ausführliche Auskunft zu den gewerblichen, aber auch landschaftlichen, kulturellen und Freizeit-Ressourcen der Region hat schon im Herbst 1985 ein Fragebogen gegeben, der an Gemeinden, Betriebe, Vereine, Künstler und Kunsthandwerker verschickt worden war.

Mit dem Gesamtkonzept zur „Region an der Bahn“ wird der Versuch unternommen, aufbauend auf den vorhandenen Ressourcen und Institutionen einen Beitrag zur touristischen Entwicklung des Gebietes, und damit auch zur Entlastung des angespannten Arbeitsmarktes zu leisten. Daß landes- bis bundesweite Einrichtungen heute in der Zeit der neu aufgeflamten Nebenbahndiskussion dem Vorhaben förmlich als Pilot-Projekt echte Verwirklichungschancen einräumen und auch zur Hilfestellung bereit sind, beweist, daß das Durchhaltevermögen und das Stehen zur ursprünglichen Projektidee keine falschen Investitionen waren.

Aber auch wenn sich alles so entwickeln läßt, wie es jetzt den Anschein hat, ist klar, daß noch ein hartes Stück Arbeit zu leisten sein wird. Der theoretische Entwurf, der sich zunehmend mit realistischem Fleisch und Blut füllt, kann nur so gut sein, als die Praxis mitmacht. Viele Leute aus der Region, die damit ihre Verbundenheit mit der Bahn zum Ausdruck bringen, aber auch über sie hinaus, haben sich schon zum Mittun bereit erklärt. Aber noch wird jede weitere Hilfe, sei es zum Bahnbetrieb selbst oder in bezug auf Organisation und Aufbereitung des erwähnten Umfeldes, dringend benötigt.

Am 24. März 1987 wurde der Vertrag mit den ÖBB abgeschlossen. Bald wird der „Waldviertler Schmalspurbahnverein“ auch schon konkreter Auskunft geben können über Packageangebote, Arrangements, wie Gruppen- und Anlaßfahrten (zum Beispiel zu regionalen Veranstaltungen, wie Märkten etc.) und sonstige Aktivitäten. Natürlich wird es im Jubiläumsjahr der ÖBB auch einen attraktiven Eröffnungszug geben.

Anfragen, Ideen zur Betriebsführung bzw. Mitarbeit richten Sie bitten unter dem Vereinsnamen an Postfach 24, 3950 Gmünd. Alle „Bahnwanderer“ sind heute schon für die Zeit ab Juni 1987 herzlich eingeladen. Die „Kulturinitiative Amaliendorf-Aalfang“ freut sich jedenfalls zum Beispiel auch, daß sie den Termin für ihr traditionelles „Bahnwandern“ mit Musik und Waldviertler Kost für 1987 doch wieder fixieren konnte (13. September). Mit Hoffnung, die weitere Partner brauchen kann, blicken wir jedenfalls in die Zukunft unseres „Bummelzuges“.

Franz Kadmoska (Waldviertler Schmalspurbahnverein)

Harbach

Firmenfeier der Kuranstalt Harbach

Im Beisein zahlreicher Ehrengäste fand am 20. Dezember 1986 die Firmenfeier der Kuranstalt Harbach statt. Mit besonderer Freude konnte Direktor Pascher die Fest- und Ehrengäste durch den Teil des neuen Sanatoriums führen, der nach einer unwahrscheinlich kurzen Bauzeit von vier Monaten fertiggestellt worden war. In dem neuen Sanatorium werden vor allem Krankheiten des Verdauungstraktes behandelt.

Mit der Fertigstellung dieses Bauwerkes ist die Kuranstalt Harbach der zweitgrößte Beherbergungsbetrieb Österreichs geworden. Mit Stolz wies auch der Geschäftsführer der Gruppe Althofen, Direktor Meier, auf diesen Umstand hin. Im Beisein der Abgeordneten Vetter und Parnigoni, des Bezirkshauptmanns Hofrat Dr. Scherz und des Bezirksstellenobmannes Ing. Riedl ehrte die Firmenleitung alle Mitarbeiter, die seit fünf Jahren in dem Unternehmen beschäftigt sind, durch Überreichung von Ehrengeschenken.

Direktor Pascher berichtete außerdem über die Gründung eines Hans-Eder-Fonds. Hans Eder hatte in seinem Testament der Gemeinde Harbach 100000 Schilling vermacht, die durch die Kuranstalt und die Gemeinde aufgestockt wurden, um jährlich einen Betrag von 15000 Schilling an Bedürftige der Gemeinde auszubezahlen. Hans Eder war der Gründer der Kuranstalt Althofen und hatte gemeinsam mit Direktor Pascher großen Anteil am Bau der Kuranstalt Harbach.

NÖ Wirtschaft 1987/1

Hoheneich

Betrieb mit großer Tradition

Eines der traditionsreichsten Unternehmen nicht nur des Waldviertels, sondern von ganz Niederösterreich, die Firma Johann Backhausen & Söhne Ges. m. b. H., ehrte langjährige Mitarbeiter. Firmenchef Ing. Heinz Backhausen gab dabei in Gegenwart von Eduard Backhausen und Ing. Michael Backhausen einen interessanten Überblick über die Firmengeschichte.

Bereits im Jahr 1810 wanderte ein Franz Backhausen von Köln im Zuge der Napoleonischen Besetzung nach Wien aus. Sein Sohn gründete im Jahr 1849 die Firma Karl Backhausen & Co., die im Jahr 1853 in die Firma Johann Backhausen geändert wurde. Die Firma erzeugte schon damals Vorhänge und Möbelstoffe. 1860 erfolgte die Übersiedlung in die Kaiserstraße in Wien und die Umbenennung in die Firma Johann Backhausen & Söhne. Ab 1865 wurden einige Faktoreien im Waldviertel beschickt und 1871 eine Fabrik in Hoheneich gegründet. Die Firma Backhausen stattete nicht nur die Hofoper, sondern auch das Parlament und das Wiener Rathaus mit ihren Produkten aus. 1888 wurde sie „K. u. K. Hoflieferant“. Im Jahr 1903 wurde die Zusammenarbeit mit der sogenannten Wiener Werkstätte (Kolo Moser sowie Wagner etc.) aufgenommen, und es entstanden künstlerische Stoffe, die auch heute wieder erzeugt werden. Der Erste und Zweite Weltkrieg brachte Zäsuren und die russische Besetzung machte einen vollkommenen Wiederaufbau notwendig. Bis heute wird die Firma ständig erweitert und zu einem der modernsten Betriebe dieser Art ausgebaut. Heute werden neben Jugendstilstoffen, Brokate, Damaste, Bezugsstoffe für Autos etc. erzeugt. Der Firma wurde auch das Staatswappen verliehen. Fast alle bedeutenden gastronomischen Betriebe, wie die Hotels Sacher, Imperial, Hilton, wurden mit wunderschönen Stoffen ausgestattet. Die Firma hat auch an den vielbeachteten Ausstellungen „Traum und Wirklichkeit“ in Wien und „Vienna 1900“ in New York teilgenommen.

Bürgermeister Direktor Berger überbrachte Grußworte der Gemeinde und Abgeordneter zum Nat.-Rat Rudolf Parnigoni seitens der Arbeiterkammer sowie Bezirksstellenleiter Mag. Heinz Kaas die Grüße der Handelskammerorganisation.

Es wurden mit Silbernen und Goldenen Mitarbeitermedaillen der Arbeiterkammer und der Handelskammer eine Reihe von Mitarbeitern ausgezeichnet.

Neue 1987/4

Jaidhof bei Gföhl

Schloß Jaidhof einst und jetzt

Als erster Besitzer mit Namen Gutmann scheint in den Annalen (Schloßarchiv) Wilhelm Ritter von Gutmann auf. Nächster Besitzer war von 1900 bis 1930 Bergrat Ritter Dr. Max von Gutmann, anschließend, bis zu seinem Tod im Jahr 1964, Wolfgang Ritter von Gutmann. Danach trat Frau Rosa v. Gutmann das Erbe an, in deren Besitz es sich bis zum heutigen Tag befindet.

Seit Mai 1985 ist das Schloß an die Priesterbruderschaft Pius X. verpachtet, die darin ein Bildungshaus installierte.

Anhand des umfangreichen Schloßarchivs kann man die Besitzerreihe bis zum ersten Besitzer zurückverfolgen, einem ungarischen Kupfermagnaten, Graf Henckel von Donnersmarck, der das Schloß 1608 von Kaiser Rudolf II. kaufte, und zuvor schon als Lehen hatte.

Das Schloß wechselte mehrmals den Besitzer, teils durch Verkauf, teils durch Erbfolge. Berühmte Namen scheinen als Besitzer auf: 1658 kaufte es Graf Kielmannsegg, dann erwarben es die Grafen Sinzendorfer, Franz Wenzel von Sinzendorf verkaufte es 1829 an Graf Dorsay, nach nur fünf Jahren erwarb es Freiherr von Sina. Nächster Besitzer war Mauro Cordato. Ein wechselhaftes Schicksal erlebte Schloß Jaidhof in den Jahren 1938 bis 1947. Enteignet, dann deutsches Eigentum; die Gutmann'schen Forstbesitzungen hießen deutsche Reichsforste, kurze Zeit Bundesforste, dann USIA. Das umfangreiche Schloßarchiv wurde von den damaligen Machthabern als „sehr erhaltungswürdig“ bezeichnet und nach Wien in Sicherheit gebracht. 1947 ging alles wieder in Familienbesitz über.

Das Jaidhofer Schloßarchiv, nach wie vor in Familienbesitz, wird im Staatsarchiv am Wiener Minoritenplatz aufbewahrt. Interessierte können, nach Einholung einer schriftlichen Bewilligung der Besitzerin, die bisher noch nie verweigert wurde, Einblick nehmen. Geschichtsinteressierte Studenten machen davon lebhaften Gebrauch. In Schloß Jaidhof selbst liegt eine komplette Inventarliste des Schloßarchivs auf.

Neue 1987/4

Krems an der Donau

Univ.-Prof. Dr. Harry Kühnel sechzig Jahre

Der über die Grenzen der engeren Heimat hinaus international bekannte Archivdirektor und Landesforscher, Universitätsprofessor in Salzburg und Direktor des Kremser Instituts für mittelalterliche Realienskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, der Leiter der Magistratsabteilung V der Stadt, Dr. Harry Kühnel, vollendete am 24. März 1987 sein sechzigstes Lebensjahr.

Der überaus beliebte Jubilar ist vor allem durch die vorbildliche Gestaltung der niederösterreichischen Kunst- und Kulturausstellungen, die beispielhaft gewirkt haben, in weiten Kreisen der Bevölkerung bekannt geworden. Seit dem Jahr 1959 (Gotik in Niederösterreich) bis 1987 (Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs, 2. Teil) hat Prof. Kühnel sieben solche Großausstellungen geleitet, gestaltet und die umfangreichen Ausstellungskataloge redigiert. Neben repräsentativen Kunst- und Kulturbüchern, wie *Gotische Kunstwerke in Österreich* (1972) oder *Krems in alten Ansichten* (1981), um nur einige zu nennen, gibt der Gelehrte seit vielen Jahren die *Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs* heraus, die zuletzt 1985 mit dem Band 23/24/25 herauskamen. Zahlreiche wissenschaftliche Beiträge Harry Kühnels sind in fachlichen und landeskundlichen Zeitschriften erschienen. Er ist auch einer der wenigen österreichischen Mit-Herausgeber und Berater des *Lexikons des Mittelalters* und wurde als Begründer und Leiter des Instituts für mittelalterliche Realienskunde in Krems ein international anerkannter Fachmann auf diesem Gebiet. Der Jubilar verbindet in seltener Weise den akademischen Lehrer und Forscher mit dem Wissenschaftsorganisator, Kulturbeamten und Kulturpolitiker, dessen Humor beweist, daß Wissenschaft nicht trocken sein muß und außerdem auch den „Laien“ ansprechen kann. Der Waldviertler Heimatbund und der Schriftleiter dieser Zeitschrift schließen sich den Gratulanten an und wünschen Univ.-Prof. Dr. Harry Kühnel noch viele Jahre wissenschaftliche Schaffenskraft bei körperlicher und geistiger Frische. Ad multos annos!

Pongratz

Rosenau, Schloß

Zwölf Jahre Freimaurermuseum

Im September 1986 waren es zwölf Jahre, daß die Restaurierung von Schloß Rosenau, welche aufgrund eines Wahlversprechens anläßlich der Gemeindegemeinschaftsanlage an der Jahreswende 70/71 gemacht wurde, abgeschlossen und Restaurant, Hotel und Seminarräume durch Landeshauptmann Andreas Maurer eröffnet wurden. Damit war dem Waldviertel ein besonders historisch wertvolles Kulturgut erhalten geblieben. Im April 1975 erfolgte die Eröffnung des einzigartigen Freimaurermuseums Österreichs in den ehemaligen Logenräumen des Schlosses.

Das Museum hat sich als Fremdenverkehrsmagnet erwiesen und dazu beigetragen, dieses durch Kriegs- und Nachkriegsereignisse in seinem Bestand gefährdete und in Vergessenheit geratene Schloß wieder bekanntzumachen. Schon im Jahr 1975, nach Eröffnung des Museums, konnten über 36000 Besucher gezählt werden. Diese Zahl hat sich in der Zwischenzeit auf über 20000 pro Jahr eingependelt und ist für ein solches Spezialmuseum in doch einer eher abgelegenen Gegend im Vergleich zu anderen gleichartigen Kultureinrichtungen als sehr gut zu bezeichnen. Dieses Freimaurermuseum ist Vorbild für den Umbau des deutschen Freimaurermuseums in Bayreuth geworden, selbst die englische Großloge stellte schon Überlegungen in dieser Hinsicht an.

Rosenau ist aber inzwischen auch für Kulturhistoriker und Studenten interessant geworden. Erst kürzlich war eine Kunststudentin aus Köln hier. Ihre Zweifel, ob Graf Schallenberg wirklich gelebt hat oder nur eine Legende sei, konnten aufgrund der Stiftungsurkunde für Pfarrkirche, Volksschule und als „Spital“ bezeichnetes Ausgedingshaus sowie Taufmatrikelneintragungen seiner Kinder — beides liegt als Leihgabe im Museum auf — sowie der noch in Bruchstücken erhaltenen Grabplatte des Mausoleums beseitigt werden. Außerdem konnte inzwischen durch Vertreter der österreichischen Großloge eine wertvolle Reliefdarstellung erhalten werden, welche Leopold Christopf Graf Schallenberg als Reiter darstellt und in diesem Frühjahr anlässlich der Wiedereröffnung des Museums aufgestellt wurde.

Das Interesse der Kunsthistoriker an Schloß Rosenau und seiner noch immer nicht zur Gänze enthüllten Geheimnisse wächst ständig. Als bedeutender Schritt erweist sich auch die heuer begonnene Restaurierung der Pfarrkirche mit ihrem herrlichen Deckenfresko von Paul Troger. Diese Arbeiten haben nicht nur neue Erkenntnisse der Entstehungsgeschichte von Schloß und Kirche gebracht, sondern auch sein Ansehen als kulturelles Kleinod bestärkt.

Natürlich könnte man mit dem Museum und den in einem zweijährigen Turnus immer wiederkehrenden Sonderausstellungen allein dieses große Gebäude nicht erhalten. Daher ist das Hotelrestaurant mit seinen Seminarräumen ein wichtiges, wirtschaftlich notwendiges Standbein. Nur dadurch sind die betrieblich genutzten Räume fast das ganze Jahr ausgelastet, und die stolze Zahl von über 6000 Nächtigungen bestätigt dies. Die Museumseinrichtungen und die laufenden Präsentationen der Werke Kunstschaffender lassen Schloß Rosenau zu einem echten kulturellen Mittelpunkt des Waldviertels werden. Bedeutende nationale und internationale Tagungen fanden in den zwölf Jahren seit seiner Eröffnung statt, und Sommer- und Wintergäste kommen gern, weil das Schloßhotel eine freundliche Atmosphäre bietet und die sportlichen Beteiligungsmöglichkeiten auch gerne angenommen werden.

Als fester Bestandteil des Jahresprogramms hat sich auch der Advent- und Weihnachtsmarkt entwickelt, der bereits zum siebenten Male durchgeführt wurde und vom 5. bis 8. Dezember 1986 dauerte. Es handelt sich dabei nicht nur um eine großzügige Wirtschaftsschau und Verkaufsausstellung für eine Fülle von Weihnachtsgeschenken, sondern ein reichhaltiges Begleitprogramm für Kinder und Jugendliche sowie kulturelle Leckerbissen bieten jung und alt den Anreiz zum Besuch dieses Advent- und Weihnachtsmarktes. Die vergangenen Jahre haben schon gezeigt, daß das Niveau dieses vorweihnachtlichen Ereignisses Tausende Menschen anzulocken vermag. *NÖN 1986/48*

Rosenburg

629 Fledermäuse gefunden

Daß man beim Abbruch einer mittelalterlichen Mauer etwas findet, ist kaum außergewöhnlich. Außergewöhnlich war der Fund selbst, den Bauarbeiter am 16. März in den Stallungen der Rosenburg machten: Fledermäuse. Mehr als 600 Zwergfledermäuse, die in den Fugen und Spalten der Mauer ihren Winterschlaf hielten. Erfreulich außergewöhnlich war auch die Reaktion der fündig gewordenen Arbeiter.

Sie verpackten die Tiere — vorerst etwa ein Dutzend — in Schachteln. Dann machten sie sich wieder an das Abreißen der Mauer — und fanden weitere Fledermäuse. Nun wurde die Säugetier-Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien alarmiert. Die dortigen Fledermaus-Spezialisten

starteten sofort eine Rettungsaktion. Denn die Zwergfledermäuse stehen schon seit Jahren auf der „Roten Liste“ — sie sind vom Aussterben bedroht.

Als die Wiener „Rettungsmannschaft“ eintraf, hatten die naturfreundlichen Arbeiter bereits 150 Fledermäuse behutsam verstaut. Am Ende der von den Fachleuten weitergeführten Aktion waren es 629 Tiere, die man aus der Mauer geborgen hatte.

Eine große Anzahl, die nicht nur Freude, sondern auch Erstaunen hervorrief: Denn an der intakten Sandsteinmauer war nicht einmal die kleinste Spur einer Fledermaus zu sehen gewesen. Die schlafenden, winterstarrten Tiere wurden nun gemessen und gewogen — und für gut gefunden. Unterschreiten nämlich die Fledermäuse im Winterschlaf ein gewisses Gewicht, ist das ein Zeichen, daß ihre Fettreserven nicht ausreichen. Solche Tiere müßten dann durchgefüttert werden, sonst erleben sie den nächsten Frühling nicht mehr. Doch die Rosenburger Fledermäuse waren durchwegs fit. So mußte nur in den Nebenräumen ein adäquates, also klimamäßig entsprechendes Quartier gesucht werden, wo die Tiere ihren wohlverdienten Winterschlaf nun ungestört fortsetzen konnten. *Lisi Rath/NÖN 1987/16*

Waidhofen an der Thaya

Diplomvolkswirt Gerhard Proißl, Gründungsmitglied der Zeitschrift „Das Waldviertel“ — gestorben

Am Dienstag, dem 27. Jänner 1987, starb in Waidhofen an der Thaya nach schwerem Leiden Diplomvolkswirt Gerhard Proißl. Er stand im 81. Lebensjahr und wurde am 31. Jänner im Familiengrab am Waidhofner Friedhof zur letzten Ruhe gebettet. Mit Diplomvolkswirt Proißl starb eines der letzten Gründungsmitglieder der Zeitschrift „Aus der Heimat“ bzw. „Das Waldviertel“.

Gerhard Proißl wurde am 16. September 1906 in Witschkoberg (das ist eine der 13 Gemeinden um Gmünd, die nach dem Ende des Ersten Weltkrieges an die Tschechoslowakei abgetrennt wurden), geboren. Sein Vater kam als Lehrer nach Waidhofen. Er war sehr heimatverbunden, ein ausgezeichnete Botaniker und Tierkenner. Er hatte neun Kinder, darunter sechs Söhne.

Einer davon war der nunmehr Verstorbene, der nach dem Besuch von zwei Klassen Hauptschule und drei Klassen Handelsschule als Praktikant in einem Handelsgeschäft arbeitete. Nach Ablegung der Begabtenprüfung studierte er sieben Semester Wirtschaftswissenschaft an der Universität. Als Diplomvolkswirt ging er nach Berlin und arbeitete bei der Firma Siemens & Schuckert. Er ehelichte am 14. Dezember 1937 in Berlin Charlottenburg seine Gattin Gertrude. Der Ehe entsproß ein Sohn, Dr. Gerhard Proißl, der im niederösterreichischen Landesdienst tätig ist. Von April 1940 bis 1945 folgten Militärdienst und schwere Jahre russischer Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Rückkehr im Februar 1948 trat er in die Dienste der Newag und arbeitete bis zu seiner Pensionierung Ende 1968, in der Betriebsdirektion Waidhofen an der Thaya.

Diplomvolkswirt Proißl war ein Mann, der zwar stets im Hintergrund blieb, für die Allgemeinheit aber viel geleistet hat. So war er auch Sekretär der österreichischen Kinderrettung.

Seine Heimatverbundenheit war die Triebfeder, daß 1927 mit Gleichgesinnten, vor allem mit dem Kaufmann Hans Haberl jun. und Prof. Heinrich Rauscher die Zeitschrift „Aus der Heimat“ aus der Taufe gehoben werden konnte. Proißl arbeitete unermüdlich in der Schriftleitung, organisierte die Werbung und war besonders bei den Vereinen der Waldviertler in Wien sehr erfolgreich. Hier fand die Zeitschrift den größten Anklang und ihre größte Verbreitung. Ab 1930 wurde der Umfang der Zeitschrift erweitert und bekam auch ein neues, ein „grünes“ Kleid. Sie hieß nun „Das Waldviertel“. Den Umschlag dieser Hefte gestaltete der in Waidhofen an der Thaya lebende Teichwirt Dipl.-Ing. Engelbert Kainz. Viele bekannte Mitarbeiter schrieben für „Das Waldviertel“ Beiträge (Prof. Rauscher, Ignaz Jörg, Edmund Daniek usw.). Für die Waldviertler Museen wurde die Zeitschrift offizielles Mitteilungsblatt (Kremser Weinbaumuseum, Krahuletz Museum Eggenburg, Höbarth Museum Horn, Waidhofner Heimatmuseum usw.). Auch Ehrenpräsident Prof. Dr. Walter Pongratz war damals als Student bereits Mitarbeiter.

Wie schon erwähnt, wirkte Dipl.-Vw. Proißl immer im Hintergrund. Er schrieb aber auch selbst Beiträge in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, vielfach unter anderem Namen. Schenkt man den wenigen noch lebenden Männern der „ersten Stunde von 1927“ Glauben, so war es Diplomvolkswirt Gerhard Proißl, der eigentlich die Zeitschrift auf die Beine gestellt hat. Hans Haberl jun. war der Geschäftsmann, der Büro und Vertrieb besorgte, der geistige Vater und die Seele der Zeitschrift, die ja in erster Linie die Verbundenheit zur Waldviertler Heimat stärken und festigen sollte, war der nunmehr Verstorbene. Jedenfalls die Jahre bis 1938.

Dipl.-Vw. Proißl ist sozusagen, im 60. Jahr „seiner Zeitschrift“, in einem Jubiläumsjahr des Waldviertler Heimatbundes, von dieser Welt und seinem geliebten Waldviertel geschieden.

Eduard Führer

„Bandkramer“ — Kopie einer Schußscheibe des Waidhofner Bürgerkorps aus dem Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya

Die Nachbildung einer Schützenscheibe des Waidhofner Bürgerkorps aus 1830, dessen Original im Heimatmuseum Waidhofen aufgestellt ist, zeigt einen Wanderhändler mit Bändern und Textilwaren, wie sie ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herumzogen. Die „Bandkramer“, wie man sie bald nannte, vertrieben Produkte, vorwiegend Bänder, Tücher, Strümpfe, Languetten, etc., die in den Webereien, vorwiegend in dem Gebiet Allentsteig — Waidhofen — Großsiegharts — Raabs erzeugt wurden. Die Wanderhändler verkauften die Ware mit dem Ruf „Bandl, Zwirn kauft's!“ im ganzen Raum des alten Österreich. Ihre Ware trugen sie in einer „Bandlkraxn“ am Rücken, ebenso hatten sie ihre weiten Rocktaschen mit Bänder gefüllt.

Einziges „Arbeitsgerät“ war die Schere, von denen sie mehrere am Gürtel befestigt hatten, und der Maßstab, der als Wanderstab diente. Der älteste Nachweis dieser Wanderhändlertradition läßt sich 1773 feststellen, als die Untertanen der Herrschaft Groß-Poppen und Neunzen das Privileg erhielten, die selbsterzeugten Bänder und Tücher in- und außerhalb der Erblande im Hausierhandel zu verkaufen. Als Josef II. 1783 den Kleinverkauf allgemein gestattete, blühte die Banderzeugung erst richtig auf.

Die Herstellung von Bändern nach „Niederländischer Art“ geht im Waldviertel auf das Jahr 1760 zurück, als die beiden Rosenauer Webmeister Wührer und Paur mit Unterstützung des Rosenauer Schloßherrn Leopold Graf Schallenberg ein kaiserliches Privileg auf sechs Jahre erhielten. In den folgenden Jahren wurde von ihnen Art und Menge der Produkte stark ausgeweitet. 1768 erwarb Wührer auch in Waidhofen ein Haus und begann hier die Banderzeugung. In Waidhofen wurde im Zuge des kontinuierlichen Ausbaues von Wührer 1785 das aufgehobene Kapuzinerkloster erworben und darin eine „Bandfabrik“ eingerichtet. Es wurde auf 72 Stühlen nach niederländischer Art gearbeitet. Auch Franz Harrer und Bernhard Würrer erzeugten Bänder. Als nach Wührers Tod das Klostergebäude 1795 wieder verkauft wurde, verlegte man dieses Gewerbe in verschiedene Häuser in und bei der Stadt. Im Jahr 1811 verfertigten in Waidhofen 344 Arbeiter auf 244 „Stühlen“ Leinenbänder, 202 Personen Kattun und Barchent. Es bestand auch eine Strumpfwirkerei. Von 1840 an begann man, die Betriebe fabriksmäßig umzugestalten. Die Fabriken konzentrierten sich ab 1854 nunmehr in Großsiegharts.

In Großsiegharts errichtete Franz Achtsnit 1780 eine Band-Manufaktur. Um 1783 führte auch von Großer, der Schloßherr auf Großsiegharts die Bandweberei im großen Umfang ein. Bald waren fast in jedem Haus von Großsiegharts und Dietmanns mehrere Webstühle in Tätigkeit. Auch nach Blumau, Ellends, Ludweis, Pfaffendorf, Pyhra, Weinern usw. und in die angrenzenden Gebiete des Horner und Zwertler Bezirkes zum Beispiel Allentsteig, verbreitete sich die Bandweberei. In Feistritz begann Michael Dimmel 1784 die Banderzeugung. Er beschäftigte über 100 Heimarbeiter und eine Anzahl Wanderhändler. Von seinen Kassa- bzw. Geschäftsbüchern befinden sich mehrere im Archiv des Heimatmuseums Waidhofen/Thaya.

Für die Hausweber wurden ab 1850 die Zeiten immer schlechter. Schon 1864 mußte die Regierung den Waldviertler Webern Unterstützung gewähren. Um den Webern zu helfen, machte die Handels-

und Gewerbekammer im Jahr 1864 der Stadt Waidhofen an der Thaya das Angebot, „zur Heranbildung tüchtiger Fachkräfte eine Webschule zu errichten, da im Bezirk die Weberei schon lange stark verbreitet sei und ein Großteil der Bevölkerung durch sie ihren Erwerb findet.“ Die Stadt lehnte jedoch das Anerbieten ab und schlug andere Orte vor. Man hatte scheinbar kein Vertrauen in die Textilwirtschaft. So kam schließlich die Webschule nach Neubistritz in Südböhmen. Auch der Bau der Franz-Josefs-Bahn und der Wirtschaftskrach 1873 schädigten die Weberei schwer. Seit dieser Zeit ver schwand die Hausweberei in großen Gebieten.

Um die Bedeutung der Weberei insbesondere die Bandweberei, die diese für den Raum um Waidhofen hatte, nicht der Vergessenheit zu überlassen, hat das Heimatmuseum Waidhofen im Museumsgebäude, Schadekgasse 4, in einem ehemaligen Wagenschuppen und Pferdestall einen Websaal errichtet. Dort sind neben den bereits erwähnten Objekten weitere Webstühle aufgestellt, die vorwiegend aus dem vorigen Jahrhundert bzw. der Jahrhundertwende stammen. So kann man anschaulich die Entwicklung der Bandweberei von der Hausweberei zur fabriksmäßigen Erzeugung verfolgen. Im Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya finden jeweils nach Vereinbarung oder Verlautbarung in der Presse „Webvorführungen“ statt.

Telefon: Stadttamt Waidhofen an der Thaya, 02842/2331-17 oder 3401, oder
Waldviertler Sparkasse, 02842/2621-12

Eduard Führer

Alter Greißlerladen ein Museum

Aus jener Zeit, als es in Österreich längst noch keine Supermärkte gab und es daher ausschließlich dem hochangesehenen Greißlerstand vorenthalten war, die Stadt- und Landbevölkerung zu versorgen, stammt ein Original-Kaufmannsladen, der im Museum der Stadt Waidhofen an der Thaya einen beachteten Ehrenplatz erhielt.

Dieser Waldviertler Greißlerladen um das Jahr 1880, in dem einst alle gängigen Lebensmittel, aber auch andere benötigte Produkte — etwa Spiritus und Petroleum — angeboten wurden, stand bis noch vor über einem Jahrzehnt in Speisendorf an der Thaya in Verwendung und wanderte anschließend mit allen vorhandenen Einrichtungsgegenständen, Behältnissen und alten Reklametafeln ins Museum.

NÖ Kurier vom 6. 4. 1987

ÖStR. Prof. Ludwig Rotsch gestorben

Am Donnerstag, dem 29. Jänner 1987, starb in Waidhofen an der Thaya der Ehrenkustos des Heimatmuseums Waidhofen an der Thaya, ÖStR. Prof. Ludwig Rotsch, im 81. Lebensjahr.

Er war bis zu seiner Pensionierung Professor am hiesigen Gymnasium und nach dem Zweiten Weltkrieg Kustos des Heimatmuseums der Stadt Waidhofen an der Thaya. Mit Umsicht und Genauigkeit führte er das Museum bis zur Wiederaufrichtung des „Vereines Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya“ im Jahr 1973. Besonders die Ausstellung Handwerk und Gewerbe im Bezirk Waidhofen an der Thaya, zur 800 Jahrfeier der Stadt Waidhofen an der Thaya (urkundliche Erstnennung) im Jahr 1971, war ein schöner Erfolg. Diese Ausstellung hatte auch Bundespräsident Franz Jonas besucht. ÖStR. Prof. Rotsch wurde wegen seiner Verdienste um das Museum der Titel „Ehrenkustos“ verliehen.

Bis zu seinem Tod nahm er regen Anteil an der Museumstätigkeit.

Eduard Führer

Wien-Unterloiben

Dipl.-Ing. Franz Seibezeder — 85 Jahre

Am 19. Juli 1987 feiert Dipl.-Ing. Franz Seibezeder, langjähriges Mitglied des Waldviertler Heimatbundes und Mitarbeiter der Zeitschrift, in bewundernswerter geistiger und körperlicher Frische die Vollendung seines 85. Lebensjahres. Der Jubilar ist durch seine Gattin und seinen Gutsbesitz in

Unterloiben bei Krems, einem alten Lesehof, mit dem Waldviertel eng verbunden. Viele volkskundliche Beiträge, die bei unseren Lesern gut ankommen, verdankt die Zeitschrift „Das Waldviertel“ seiner Feder. Bei unseren Heimatabenden in Krems und den Autobusfahrten in der schönen Jahreszeit ist Dipl.-Ing. Seibezeder ein gern gesehener Gast. Wir wünschen dem Jubilar noch viele schöne Jahre bei voller körperlicher und geistiger Frische. Ad multos annos!
Die Schriftleitung

Zwettl (Bezirk)

Rettung für bedrohte Tierart Maßnahmen zum Schutz der Flußperlmuschel

Endlich gibt es Schutzmaßnahmen für die vom Aussterben bedrohten Flußperlmuscheln, von denen sich wenige Exemplare ins saubere Wasser des sogenannten „Purzelkamp“ gerettet haben.

Das bis zu zehn Zentimeter große Tier, das bis vor wenigen Jahrzehnten wegen seiner Perlen noch stark gesammelt wurde, hat unter der Verschlechterung der Wasserqualität in den Flüssen extrem gelitten. Die Sandbänke am Oberlauf des Kamp gehören zu ihren Lebensgebieten, weil die Tiere den lockeren Untergrund brauchen, um sich aufrecht einzugraben. Um diese Abschnitte des Kamps zum Naturdenkmal erklären zu können, hat jetzt die Bezirkshauptmannschaft Zwettl das dazu nötige Wasserrechtsverfahren in Angriff genommen.

„Das ist wirklich erfreulich. Allerdings wäre auch eine begleitende Forschung wichtig, damit man die Lebensbedingungen der Tiere noch besser kennenlernt, um sie dadurch umfassend schützen zu können“, meint Dr. Günter Schlott vom Ökologischen Institut Gebharts. *NÖ Kurier v. 24. 2. 87*

Zwettl (Stift)

Bildungshaus Stift Zwettl zlg Bilanz

Das Leben im Bildungshaus Stift Zwettl nimmt ständig zu: Im Jahr 1986 konnten 9531 Gäste begrüßt werden (1985: 9026). Das Angebot wurde von 271 auf 283 Veranstaltungen gesteigert.

Die Erstellung des Programms ist überhaupt eine Hauptaufgabe der Bildungshausleitung mit P. Prior Wolfgang Wiedermann und Mag. Leopold Wieseneder. Daß man dabei im Waldviertler Bildungshaus sehr gewissenhaft plant, zeigen die Schwerpunkte „Lebensbegleitung“, „Gesellschaftspolitische Fragen, soziale Themen, Umweltschutzprobleme“, „Kunst, Kultur, Kreativität“, „Orientierung, Einkehr, Exerzitien“, „Gesundheit und Erholung“.

Die meisten Besucher wurden beim „Waldviertler Bauerntag“ (205), „Einkehrtag für Mitglieder des Rosenkranzühnekreuzzuges“ (176), beim Vortrag „Erfahrungen einer Rutengängerin“ (173), beim „Seniorentag mit Walter Niessner“ (159) und beim „Einkehrtag der Freiwilligen Feuerwehr“ (158) gezählt.

92 Prozent der BH-Gäste waren Österreicher, 4,2 % kamen aus Deutschland; der Rest verteilt sich auf 13 verschiedene Länder, wie Schweden, Schweiz, Niederlande, Griechenland, CSSR, Afghanistan usw.
NÖN 1987/6

Buchbesprechungen und Druckschrifteneinlauf

Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. N. F. 52. Beiträge zur Geschichte der Diözese St. Pölten. Wien, Verein für Landeskunde von Niederösterreich 1986, 381 Seiten mit Fotoreproduktionen und grafischen Darstellungen im Anhang, broschiert, 8°.

Anlässlich der Gründung der Diözese St. Pölten im Jahr 1785 und der damaligen durchgeführten Diözesaneinteilung widmete der Verein für Landeskunde von Niederösterreich sein jüngstes Jahrbuch ausschließlich der Geschichte dieser Diözese. Der Schwerpunkt aller neun Beiträge liegt in der Darstellung der Vorgeschichte, der Gründung und der bisherigen Entwicklung dieser Diözese. Der erste Beitrag von Gertrud Buttlar-Gerhartl beschäftigt sich mit Wiener Neustadt als Bischofssitz in der Zeit von 1469 bis 1785. Ernst Englisch verfaßte eine Kurzgeschichte der Redemptoristinnen in Stein (1839-1848). Walter Graf behandelt das Kirchenlied und das geistliche Volkslied in der Diözese, wobei er insbesondere die Zeit vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart berücksichtigt. Der bekannte Landesforscher Univ.-Prof. Karl Gutkas schildert die Auswirkungen der josephinischen Reformen auf die Stadt St. Pölten. Über die josephinischen Pfarrerrichtungen berichtet Herbert Krückel. Die Pfarreformen begannen bereits unter Maria Theresia und erreichten unter ihrem Sohn Joseph II. ihren Höhepunkt. Interessant ist beispielsweise der Hinweis darauf, daß sich oftmals die Ortsbevölkerung für eine eigene Pfarre engagierte. In den meisten Fällen setzte sich die Ortsobrigkeit dafür ein. So versuchte bereits im Jahr 1777 der Hofrichter des Stiftes Zwettl in einer Art von „Öffentlichkeitsarbeit“ herauszubringen, ob Sallingstadt früher eine eigene Pfarre war, indem er nicht nur in den Stiftsakten forschte, sondern auch die Bevölkerung befragte. Einen breiten Raum nehmen natürlich die josephinischen Pfarrgründungen im Waldviertel ein, wobei schon von den Zeitgenossen die kaiserliche Entfernungsangabe von einer Wegstunde zur nächsten Kirche als unpräzis empfunden wurde. Ein Beitrag (Johann Weißensteiner) behandelt die Diözesanregulierung Kaiser Josephs und das Erzbistum Wien. Prof. Dr. Erich Rabl beschäftigt sich wieder mit seinem Lieblingsthema, der Bedeutung des christlich-sozialen Parlamentariers und Priesterpolitikers Matthäus Bauchinger (1851-1934). Die letzten Beiträge dieses interessanten Jahrbuches betreffen die katholische Erwachsenenbildung nach 1945 (Leo Prüller) und das Studium der Theologie in St. Pölten (Heinrich Wurz). Ein Abkürzungsverzeichnis und ein Bildteil beschließen das wie immer sorgfältig redigierte Niederösterreichjahrbuch.

Pongratz

Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs 1983/84/85. Schriftleiter Harry Kühnel. Band 23/24/25. Krems an der Donau. Kulturverwaltung der Stadt Krems 1985, 292 Seiten, zahlreiche Abbildungen, broschiert, 8°.

Nach mehrjähriger Unterbrechung erschien 1986 wieder ein Band der „Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs“ mit zehn wertvollen Beiträgen und einer Rezension. Bereits der erste Beitrag von Herta Mandl-Neumann behandelt ein interessantes Thema: Die Alltagskriminalität im spätmittelalterlichen Krems aufgrund der Richterrechnungen der Jahre 1462 bis 1478. Die Abhandlung bietet dem Leser Einblick in eine Zeit, in der die Gerichtsbarkeit zwar noch nicht auf gesetzlich fundierten, juristischen Grundlagen aufgebaut war (diese wurden erst unter den Kaisern Maximilian I. und Karl V. geschaffen), dennoch aber bemerkenswerte Einblicke in das Rechtsleben und das Rechtsempfinden jener Zeit gewährt. Dieser Beitrag bietet eine vollständige Edition der fünf Rechnungshefte, die im Kremser Stadtarchiv aufbewahrt werden, mit einer allgemeinen Einführung, 161 Fußnoten, einem Namens-, Orts- und Sachregister sowie einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis. In dem folgenden Beitrag analysiert Helmut Jungwirth den bedeutenden Münzfund von fast 260 Gold- und Silbermünzen aus der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts, der im Jahr 1972 in Egelsee gemacht wurde. Gerhard Jaritz untersucht unter der Themenwahl „Kleinstadt und Universitätsstudium“ das Studium von Kremser Bürgersöhnen an der Wiener Universität von den Anfängen bis 1680 und versucht die Rekonstruktion von Karrieren dieser Absolventen. Der Beitrag über die „Bader und Wundärzte in Mautern

vom Spätmittelalter bis 1986“ stammt von Gerd Maroli und Erwin Plöckinger. Die Erstnennung einer Badstube geht bereits auf das beginnende 14. Jahrhundert zurück, erst 1849 ließ sich ein promovierter Arzt in Mautern nieder. Der nächste Beitrag von Elisabeth Vavra ist eine Bestandsaufnahme der Maler um Martin Johann Schmidt und betrifft die oft vergessenen Schüler des großen „Kremser Schmidt“, welche die Kunstepoche des Barocks in Niederösterreich wesentlich mitbestimmt haben. Ernst Englisch bietet eine Studie über die Schlacht bei Loiben im Jahr 1805 aufgrund eines zeitgenössischen Berichtes. Über den Schiffsfund von Altenwörth des Jahres 1974 wurde bereits in früheren „Mitteilungen“ berichtet. Hier folgt der dritte Teil, in welchem Kurt Schäfer eine Bestandsaufnahme und eine Rekonstruktion des Bootes bietet und die museale Aufstellung des Fundes bespricht. Harry Kühnel selbst schließt den Band mit einer Lebensbeschreibung und Würdigung des bekannten Kunsthistorikers und ehemaligen Direktors des Kunsthistorischen Museums in Wien und seiner Tätigkeit in Krems als Mitglied des Museumsausschusses und späteren Leiter des Kremser Stadtarchivs, Dr. Fritz Dworschak, auf dessen Anregungen hin die ersten bedeutenden Ausstellungen der Nachkriegszeit im Städtischen Museum und in der Steiner Minoritenkirche entstanden sind. Kühnel, sein Nachfolger im Stadtarchiv, zeichnet mit besonderem Feingefühl ein Lebensbild Dworschaks, das auch die Schattenseiten dieses Lebens objektiv aufzeigt. Der am 27. Februar 1890 in Krems geborene Kunsthistoriker ist auch in seiner Vaterstadt, hochgeehrt und ausgezeichnet, am 7. September 1974 gestorben. Nach den Lebensdaten findet man auch ein Verzeichnis der wichtigsten Publikationen des Gewürdigten beigefügt. Ebenso von Harry Kühnel stammen weitere kurze Beiträge in diesem Band, die neue topographische Ansichten der Stadt Krems aus der Biedermeier- und Zwischenkriegszeit in Wort und Bild darstellen, und ein Verzeichnis von 61 kunstgeschichtlich bedeutenden Objekten, die als Legat von Friederike Gawanda im Jahr 1984 in das Museum der Stadt Krems gelangten. Zuletzt bietet Gerhard Jaritz eine ausgezeichnete Rezension der gedruckten Dissertation von Franz Schönfellner über „Krems zwischen Reformation und Gegenreformation“ (1985). Alles in allem liegt hier wieder ein hervorragend redigierter Band der bekannten „Mitteilungen“ vor, der äußerlich in einer veränderten, billigeren Herstellungstechnik gestaltet wurde, zahlreiche Fotoreproduktionen zu den einzelnen Beiträgen aufweist und den Heimatforschern wieder wertvolle Hinweise bietet. *Pongratz*

Waidhofen in alten Ansichten. Text von Dir. Eduard Führer, Druck Oskar Buschek. Waidhofen an der Thaya, Heimatmuseum 1986, 88 Bild- und Textseiten, Steifband, buntes Umschlagbild, quer-8°.

Rechtzeitig vor Weihnachten kam dieses Bändchen über die Thayastadt in alten Ansichten heraus, das aber auch alte Ansichten von Vestenötting, Vestenpoppen, Hollenpach und Puch zeigt. Der Großteil der Bilder stammt aus den vergangenen hundert Jahren, doch finden wir auch Gegenüberstellungen des Stadtplatzes vor dem großen Brand von 1873 und danach, wobei vor allem die Veränderung der Häuserfronten auffällt. Darstellungen von Naturkatastrophen, wie beispielsweise die Überschwemmung vor 80 Jahren sind ebenso interessant, wie der Vergleich der Stadtansicht von 1694 mit der Flugaufnahme von 1931, welche den mittelalterlichen Stadtkern gut hervorheben. Den Bildseiten vorangestellt ist ein kurzer Abriß der Stadtgeschichte. Die alten Ansichten von Häusern, Straßen, Kirchen, Läden, Mühlen und von Dörfern der Umgebung bieten viel Information über die jüngste Geschichte der Stadt und über die Veränderungen, die seit einem Jahrhundert stattgefunden haben. Etwas Nostalgie ist immer dabei. . . *P.*

Jahrbuch der Diözese St. Pölten 1987. St. Pölten, Bischöfliches Pastoralamt der Diözese St. Pölten. Hersteller: Nö. Pressehaus, 112 Seiten, bebildert, broschiert, quer-8°.

Wie alljährlich, ist auch heuer wieder das vorbildlich gestaltete Jahrbuch der Diözese St. Pölten zeitgerecht erschienen. Inhaltlich steht es unter dem Hauptthema „Mann und Frau in der Liebe verbunden“. Ein Beitrag beschäftigt sich mit Maria Taferl, dem Landesheiligum von Niederösterreich (P. Helmut Hofmann). Weitere Beiträge betreffen das aktuelle Problem „distanzierte Christen“ und

„Randkatholiken“ zum Thema „Gottes Heil gilt allen“. Außerdem finden wir in diesem Jahrbuch wieder die reich illustrierte Diözesanchronik sowie den Pfarr- und Personalschematismus. P.

Adolf Katzenbeisser: „Kleiner Puchermann lauf heim...“ Kindheit im Waldviertel 1945-1952. Bearbeitet von Paul Kloß. Wien-Köln-Graz. H. Böhlaus Nachf. 1986. 209 Seiten, kartoniert, 8°. (Damit es nicht verlorengeht Bd. 10, hg. von Michael Mitterauer)

Die Reihe „Damit es nicht verlorengeht . . .“, welche Univ.-Prof. Dr. Michael Mitterauer herausgibt, will darauf aufmerksam machen, wie wichtig es ist, alltägliche Lebensverhältnisse früherer Zeiten zu überliefern. Dies gilt insbesondere für Bevölkerungsgruppen und Themenbereiche, die bisher in der Geschichtswissenschaft wenig Beachtung gefunden haben, wie das Leben der Mägde, Arbeiter, Hebammen, Gendarmen, Dienstmädchen und dergl. Diese Reihe will damit anregen, lebensgeschichtliche Erinnerungen niederzuschreiben. Besonders interessante Themen werden in dieser Reihe veröffentlicht. Im Rahmen einer neuen, alltagsgeschichtlich orientierten Sozialgeschichtsforschung sammelt das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien derartige Autobiographien. Diese Sammlung umfaßt inzwischen mehr als 400 Biographien, die zwischen fünf und tausend Seiten variieren.

Adolf Katzenbeisser, der der mittleren Generation angehört, hat seine Kindheit in dem kleinen Dorf Hörmanns bei Litschau erlebt. Er kam, mitten im Zweiten Weltkrieg, 1941, im Haus Nr. 47 als Sohn eines Maurers zur Welt. Das Geburtshaus trug den Namen „Puchermann“ nach einem Arbeitsvorgang, der mit der einst hier vorhandenen Glasindustrie zusammenhing. Im Dorf gab es Bauern und Kleinhäusler, von denen die letzteren zumeist das Maurerhandwerk ausübten. Das „Puchermannhaus“ lag am Ende des Dorfes, war aus Holz erbaut und sehr bescheiden eingerichtet, wie der Verfasser beschreibt und mit einer Skizze erläutert. Sehr anschaulich schildert Katzenbeisser den Alltag in dem 200-Seelen-Dorf im nördlichen Waldviertel nahe der Grenze. Es sind persönliche Erlebnisse, Vorgänge in seiner Familie sowie Aussagen von damaligen Dorfbewohnern. Es wird dabei nichts verschwiegen, aber auch nichts beschönigt. Das Leben in diesem Waldviertler Dorf war damals sehr bescheiden, um nicht zu sagen primitiv. Schuhe trug der Bub nur am Sonntag und bei feierlichen Anlässen. Viel Aberglauben gab es noch bei den Alten, elektrisches Licht fand man nur in wenigen Häusern und statt Autos warteten Pferdegespanne vor dem Wirtshaus. Nur der Sohn des gräflichen Schloßbesitzers in der Nähe besaß einen viel bestaunten Sportwagen. Das sehr lebendig und anschaulich geschriebene Buch wird bei den Älteren unter uns noch manche nostalgische Erinnerung an die „gute alte Zeit“ wachrufen, die Jungen werden vielleicht so manches womöglich anzweifeln und sich fragen, ob so etwas in diesen Jahren überhaupt noch möglich war. „In diesem Zipfel des Waldviertels war es möglich“, schreibt der Autor in seinem Vorwort. Das sehr gut ausgestattete Buch, das auf seinem Umschlag ein Jugendbildnis des Autors zeigt, wird man immer wieder gerne zur Hand nehmen und vielleicht dadurch angeregt werden, ebenfalls Lebenserinnerungen zu verfassen, sei es auch nur als Erinnerung für die Familie. Pongratz

Aloisia Prinz: Ein altes Postfräulein erinnert sich . . . Heitere und besinnliche Geschichten. Zeichnungen von Hans Würzl. Gföhl, Niederösterreichisches Bildungs- und Heimatwerk 1986, 122 Seiten, zahlreiche Federzeichnungen, xerokopiert verv., Heftband, 4°.

Vorliegender Beitrag zur Zeitgeschichte wurde vom Nö. Bildungs- und Heimatwerk, sozusagen als 2. Band einer „Gföhler Reihe“ (der 1. Band: Ney/Würzl: Geschichten aus dem alten Gföhl), herausgegeben.

Er enthält 101 Kurzgeschichten über persönliche Erlebnisse der ehemaligen Postbeamtin Aloisia Prinz in der Zeit von 1937 bis 1946 im Postamt Gföhl. Es waren bedeutsame, ereignisreiche Kriegs- und Nachkriegsjahre, welche die junge Postbeamtin, sozusagen in einem „Kommunikationszentrum“, dem Postamt, erlebte. „Alltags“ und „Berufsgeschichte“ sind heute, mehr als 40 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, historische Begriffe, die heute auf großes Interesse stoßen und einen

neuen Zweig der Geschichtsforschung darstellen. Auch in der Heimat- oder Lokalforschung sind sie heute nicht mehr wegzudenken. Die Autorin versteht es immer wieder, interessant, plastisch und humorvoll zu erzählen, sei es um Episoden aus der NS-Zeit, sei es bei „Abenteuern“ mit der russischen Besatzungsmacht. Insbesondere bei dem Telefondienst, den damals noch die „Postfräun“ machen mußte, um Verbindungen herzustellen, erlebte sie viel Ernstes und Heiteres. Diese Erinnerungen an eine schwere Zeit, doch mit Humor gewürzt, werden viele Leser jeden Alters nicht nur zum Erinnern und zum Nachdenken anregen, sondern auch zum „Schmunzeln“ veranlassen. Die schönen Illustrationen des Gföhler Lehrers Hans Würzl bereichern das Werk. Das Buch, das man beim Postamt Gföhl erhält, ist ein interessanter Beitrag zur Zeit „wie es einmal war“ und ein wertvoller Baustein zur „Geschichte von unten“.

Pongratz

Andrea Komlosy: Zur Peripherisierung einer Region. Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Oberen Waldviertels im 18. und 19. Jahrhundert. Wien, geisteswiss. Diss. 1984, 275 Seiten, 3 Blätter, maschinschriftlich vervielf., Steifband, 4°.

Wie der Zusatz zum „fachchinesisch“ gefärbten Haupttitel (Peripherisierung= zum Außenseiter werdend, Randgebiete) sagt, handelt es sich bei dieser Dissertation um eine Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Oberen Waldviertels, also der politischen Bezirke Gmünd, Waidhofen an der Thaya und Teilen des Bezirkes Zwettl im 18. und 19. Jahrhundert. Nach den weit ausschweifenden allgemeinen theoretischen Ausführungen über die Ursachen und Wirkungen der „regionalen Disparitäten“ (=Ungleichheiten, Verschiedenheiten) beschäftigt sich diese regionale Untersuchung ab Seite 87 mit den historischen Voraussetzungen der ländlichen Produktionsweise und der Sozialstruktur des Waldviertels in der Zeit des beginnenden Merkantilismus und der Aufklärung, beschreibt die staatlichen Rahmenbedingungen der kapitalistischen Entwicklung und beleuchtet die allgemeinen Grundzüge der Wirtschaftspolitik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Entwicklung der ländlichen Verlagsindustrie, die industrielle Zentrenbildung, der Strukturwandel in der Landwirtschaft im Waldviertel im 19. Jahrhundert und die Bevölkerungsentwicklung in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts nehmen in der Folge einen breiten Raum ein. Der Charakterisierung von Industrie und Gewerbe im 19. Jahrhundert folgt das Zentralthema der Arbeit, die Entwicklung von der Abgeschlossenheit der Region zur Provinzialisierung des Oberen Waldviertels aufzuzeigen. Der letzte Abschnitt der Dissertation betrifft den Zusammenhang der Politik mit der ungleichen regionalen Entwicklung im Waldviertel und schließt mit der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Vorliegende Untersuchung geht von gegenwartsbezogenen Fragestellungen aus und überträgt diese als Längsschnittanalyse auf den besprochenen Zeitraum, wobei sie die Kontinuität der regionalen Probleme bis in die heutige Zeit feststellen läßt. Dies zeigt sich besonders in der Einengung auf die Zentren der Textilverlage und der späteren Fabriksgründungen im Oberen Waldviertel. Besonderes Augenmerk wird dem Übergang von feudal organisierten Agrargesellschaften zum industriellen Kapitalismus gewidmet. Wenn auch der Textilindustrie im Oberen Waldviertel ein besonderer Schwerpunkt zukommt, so wird auch die Entwicklung der Holz-, Stein-, Glas- und Uhrenindustrie besprochen. Sehr interessant ist die Darstellung über die Nutzung des Waldviertels als Produktionsstandort für Wiener Unternehmer, was nicht zuletzt zur „Peripherisierung“ wesentlich beigetragen hat. Die Verfasserin weist nach, daß die Anfänge dieser Erscheinung bereits im 18. Jahrhundert zu finden sind und daß sich dieser Vorgang nicht auf die traditionelle Armut dieser Region oder heute auf die „tote Grenze“ zurückführen läßt, sondern auf seine spezifische Rolle im abhängigen Industrialisierungsprozeß zu suchen ist. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem Wandel der Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Zentrum und Peripherie und dessen Auswirkungen auf die Wirtschafts- und Sozialstruktur in den Randgebieten (Peripherie). Im engen Zusammenhang mit der Industrialisierung des Oberen Waldviertels steht dessen Erschließung durch die Normal- und Schmalspurbahnen, deren Entstehung im vorigen Jahrhundert ausführlich geschildert wird. Das Sparkassen- und Kreditwesen wird ebenso gestreift wie im letzten Abschnitt die politische Entwicklung und die Tätigkeit der politischen Parteien vor 1918.

Diese gut fundierte und umfangreich dokumentierte Doktorarbeit enthält zahlreiche Statistiken, Tabellen, Quellen- und Literaturhinweise zur Grundbesitz- und Berufsstruktur, zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, zur Bevölkerungsentwicklung, zur Abwanderung, zur Industrialisierung, zu Verkehrsthemen, zu Parteien und Wahlen, welche dem Lokal- und Regionalforscher wertvolle Hinweise auf zerstreute und schwer zugängliche Quellen bieten. Wenn man von den rein ideologisch gefärbten, umstrittenen Anschauungen und Schlußfolgerungen dieser Arbeit absieht, bietet sie auch dem Heimatforscher gute Dienste.

Pongratz

Wolfgang Bruckner: Festschrift 650 Jahre Pfarre Ebersdorf. Ebersdorf, Pfarramt 1986, 22 Seiten, bebildert, broschiert, 8°.

Am 13. Dezember 1336 errichtete Bischof Albert von Passau die Pfarre Ebersdorf (GB. Persenbeug), indem er sie von der Mutterpfarre Weiten lostrennte. Das Pfarrgebiet umfaßte damals alle Orte der heutigen Pfarren Artstetten und Ebersdorf. Die Pfarrgeschichte beginnt mit der Besiedelungszeit unter Karl dem Großen, beziehungsweise nach der Verdrängung der Magyaren im 10. Jahrhundert. Zu dieser Zeit entstand wahrscheinlich die erste Burganlage der Ebersburg an dem Platz, wo heute der Pfarrhof steht. Diese Burg-Kirchenanlage geht vermutlich auf die bayrischen Grafen von Ebersberg zurück, die an der Donau Besitz hatten. Im 12. Jahrhundert gehörten Herrschaft und Burg Ebersdorf dem Graf Heinrich von Peilstein, der Bischof von Freising war. Sein Nachfolger schenkte die Güter zu Ebersdorf an das Prämonstratenserstift Neuzell bei Freising, aus der ehemaligen Burgkirche entstand im 13. Jahrhundert die Pfarrkirche zum Hl. Blasius, die vorerst nur ein Vikariat von Weiten war. Im 15. Jahrhundert gehörte der Ort zur Herrschaft Leiben, die oberhalb des gleichnamigen Ortes eine eigene Herrschaftskirche erbaute. 1718 wurde Artstetten eine eigene Pfarre und von Ebersdorf losgelöst, wo bis 1772 die Pfarrer vom Stift Neuzell bestellt wurden. Die Pfarrgeschichte bricht mit dem Jahr 1773 ab. Von 1889 bis zur Gegenwart werden die Namen der Pfarrer genannt. In der Folge finden wir die Kurzbeschreibungen der Pfarrkirche, ihrer Filialkirchen, des Pfarrhofes und der Friedhöfe. Ein weiterer Abschnitt der Broschüre ist der Pfarre von heute nach dem Stand von 1986 gewidmet, und wurde von Pfarrer Alois Jungwirth verfaßt. Er enthält neben Statistiken die Namen der Mitglieder des Pfarrkirchen- und -gemeinderates. Hinweise auf verschiedene Aktivitäten der Pfarre und zuletzt eine kurze Chronik von 1949 bis 1986. Nach der sehr guten Darstellung der Mittelaltergeschichte wirkt die weitere Schilderung des Geschehens etwas dürftig und „versandet“ sozusagen mit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Es macht den Eindruck, daß etwas wenig Zeit für die Fertigstellung zur Verfügung gestanden ist. Immerhin, vorliegende bebilderte Broschüre mit der ansprechenden graphischen Gestaltung des Umschlages erfüllt den Zweck einer Festschrift.

Pongratz

Friedrich Kadmoschka: Pfarrkirche zum Hl. Ägidius. Kleine Chronik der Pfarre Ludweis. Ludweis, Pfarrkirchenrat 1986, 32 Seiten, bebildert, broschiert, klein-8°.

Ludweis wurde erst unter Kaiser Joseph II. zur selbständigen Pfarre erhoben, doch bestand bereits im Jahr 1153 eine Kapelle im gleichnamigen Ort, der 1363 als Markt bezeichnet wird und Mittelpunkt einer kleinen Herrschaft war. Als Besitzer der Herrschaft Drösidl, zu der Ludweis im 17. Jahrhundert gehörte, errichtete 1785 das Stift Altenburg die neue Pfarre Ludweis und vergrößerte die bereits bestehende mittelalterliche Kapelle. Schon im 17. Jahrhundert bestand das einfache Langhaus mit Apsis. 1790, beziehungsweise 1817 wurde die Sakristei gebaut und der Turm wesentlich erhöht. Bis 1962 war die Pfarre Ludweis dem Stift inkorporiert und wurde von Stiftspriestern betreut. Der alte Meierhof des Gutes Drösidl in Ludweis diente 1962 als Pfarrhof, bis 1879 auch als Schule. Heute wird Ludweis von der Pfarre Aigen aus mitbetreut, der ehemalige Meierhof, in jüngster Zeit von der Gemeinde vorbildlich restauriert, beherbergt seit 1983 das Gemeindeamt. Die kleine Broschüre bietet einen vorzüglichen Überblick über die Geschichte des Ortes und der Seelsorgestationen bis zur Gegenwart, wobei der Zeit seit 1785 breiterer Raum geschenkt wird. Die kleine Pfarrkirche und der ehemalige Pfarrhof

(Meierhof) werden kunstgeschichtlich ausführlich beschrieben und in Bildern gezeigt. Der Schlußteil umfaßt Kurzbiographien der Seelsorger in und aus der Pfarre seit 1786, die Namen der Mesner, Organisten und Kirchenchorleiter, sowie das derzeitige „Inventar“ der Pfarrkirche. Die Bildreproduktionen zeigen unter anderem auch die Kapelle in Radessen, die zur Pfarre gehört. Es liegt hier ein kleiner aber sehr gut gestalteter Pfarr- und Kirchenführer vor, der nicht nur den fremden Gast rasch informiert, sondern auch dem Einheimischen manche neue Erkenntnisse bietet. *Pongratz*

100 Jahre Abschnittsfeuerwehrkommando Mautern. 1886-1986. Zusammengestellt von Max Hauer mit Hilfe von V. Schovanec und Vm. Huber. Mautern, Selbstverlag des Abschnittskommandos 1986, 19 Seiten. xerokopiert verv., 4°, geheftet. Zu bestellen bei Herrn Brandrat Karl Zederbauer in Furth bei Göttweig.

Diese bescheidene Festschrift erinnert an die Gründung des Feuerwehrverbandes für den Gerichtsbezirk Mautern, als sich am 7. November 1886 die Feuerwehren von Furth, Mautern und Palt zu einem Verband zusammenschlossen. Dem provisorischen Ausschuß gehörten fünf Männer an, welche die Statuten beschlossen. Nach Anfangsschwierigkeiten mit den Behörden wurde dieses „Grundgesetz“ erst am 14. November 1888 von der Nö. K. u. K. Statthalterei genehmigt und der Bestand des Vereines bestätigt. Wenig später erfolgte die Gründungsversammlung, in der bereits Vertreter von zehn Freiwilligen Feuerwehren des Bezirkes anwesend waren. Eine Pionierleistung des Verbandes war beispielsweise die Errichtung eines Feuerwehrtelefons, die im Jahr 1892 begonnen wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg schlossen sich weitere Ortsfeuerwehren dem Verband an, eine Entwicklung, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg fortsetzte. Im Jahr 1952 umfaßte der Abschnitt Mautern insgesamt 25 Wehren. In der NS-Zeit hießen die Obmänner „Feuerwehr-Kreisführer“. Es wurde das deutsche Exerzierreglement eingeführt und verboten, in Uniformen an kirchlichen Feiern teilzunehmen. 1952 erhielten die Feuerwehrmänner des Bezirksverbandes erstmals Feuerwehrleistungsabzeichen. Die letzten drei Jahrzehnte brachten den Feuerwehren eine stürmische organisatorische und technische Entwicklung. Funk- und Atemschutzgeräte, Tankwagen und die Ausrüstung als Wasserwehr wurden notwendig. Fast alle Feuerwehren wurden motorisiert, moderne Feuerwehrhäuser errichtet, sowie Berge- und Rettungsgeräte angeschafft. Während in früheren Zeiten die Brandbekämpfung im Vordergrund stand, dominieren heute die technischen Einsätze nach Naturkatastrophen und Unfällen. Ab 1970 erfolgten grundsätzliche Neuerungen auf organisatorischem Gebiet. Die Feuerwehr wurde 1970 eine Körperschaft öffentlichen Rechtes, die den bisherigen Vereinsstatus ablöste. Anstelle des Obmannes steht nun ein Abschnittskommandant an der Spitze des Feuerwehrabschnitts. In Mautern gliedert sich der Abschnitt in fünf Unterabschnitte, denen Unterabschnittskommandanten vorstehen. Diese bescheidene, aber sehr informative Festschrift enthält ferner den zeitgenössischen Bericht über die Gründungsversammlung, die Gründungsjahre der angeschlossenen Ortsfeuerwehren, die Namen der Obmänner (Kommandanten) und Obmannstellvertreter seit 1886, eine Kurzchronik über bedeutende Einsätze sowie einen interessanten Bericht über das Großfeuer im Schloß Mautern. Diese wertvolle Festschrift über einen Feuerwehrabschnitt bietet in Kürze eine ausgezeichnete Darstellung der Entwicklung des Feuerwehrwesens in Niederösterreich im allgemeinen und kann daher allen Heimatforschern besonders empfohlen werden. *Pongratz*

Kulturbericht 1985. Bericht über die Förderungsmaßnahmen der Kulturabteilung des Amtes der Nö. Landesregierung. Wien, Amt der Nö. Landesregierung, Abt. III/2 1986, 57 Seiten, broschiert, 8°.

Wie alljährlich, gab auch für das Jahr 1985 die Kulturabteilung der niederösterreichischen Landesregierung einen umfassenden Jahresbericht heraus, der die Verteilung des Kulturbudgets für das Jahr 1985 in 13 Hauptgruppen aufschlüsselt. An der Spitze der Subventionen stand auch diesmal wieder die Gruppe „Musik“ mit mehr als 82 Millionen Schilling, gefolgt von den Gruppen „Denkmalpflege“ mit rund 45 Millionen Schilling, „Darstellende Kunst“ mit mehr als 34 Millionen Schilling und „Ausstellungen“ mit rund 19 500 000 Schilling. An sechster Stelle, nach der Erwachsenenbil-

dung, findet man die Gruppe „Wissenschaft und Forschung“ mit mehr als 5230000 Schilling. Hier handelt es sich vor allem um die Subventionierung von fachwissenschaftlichen Vereinen, Instituten und Gesellschaften, Subventionen für wissenschaftliche Arbeiten, wie Dissertationen, Diplomarbeiten und Ausstellungskataloge sowie für Druckkostenbeiträge und Buchankäufe. In dieser Gruppe ist auch der Waldviertler Heimatbund mit 60000 Schilling vertreten. Fast den gleichhohen Betrag von 5,1 Millionen Schilling erhielt die Gruppe „Bildende Kunst“. Auch die Gruppen „Heimatspflege und Volkskultur“, „Wissenschaftliche Ausgrabungen“ und „Literatur“ konnten sich an Subventionen in Millionenhöhe erfreuen. An Kulturpreisen wurden insgesamt 781 000 Schilling vergeben. In allen Gruppen ist auch das Waldviertel anteilmäßig vertreten, wie eine Durchsicht der einzelnen Posten beweist. Das letzte Kapitel bietet eine Übersicht über die Förderungsmaßnahmen der Kulturabteilung mit Angabe der entsprechenden Einreichungsstellen, den Namen der Sachbearbeiter und der allfälligen Bedingungen. Der Kulturbericht bietet nicht nur eine gute Übersicht über die kulturellen Aktivitäten Niederösterreichs in topographischer Sicht, sondern beweist auch, daß das Land mit mehr als 211 Millionen Schilling sehr viel für die kulturellen Belange auf dem „Lande“ übrig hat.

Pongratz

Kulturpreisträger des Landes Niederösterreich 1986. Wien, Amt der Nö. Landesregierung, Abt. I/9 und III/2 1986, 32 Seiten, bebildert, broschiert, quer-8°.

Wie bereits seit 26 Jahren gab auch heuer die Kulturabteilung der Nö. Landesregierung einen Bericht über die Landeskulturpreisträger heraus. Die Würdigungs- und Förderpreise betreffen die Gruppen Literatur, Musik, Bildende Kunst, Wissenschaft. Die mit den Fotos der betreffenden Preisträger ergänzten Würdigungen betrafen: Lotte Ingrisch und Erich Sedlak (Literatur), Thomas Christian David, und Stefan Vladar (Musik), Franz Bayer, Walter Berger und Alex Klein (Bildende Kunst), sowie Erich Zöllner und Martin J. Stift (Wissenschaft). Univ.-Prof. Dr. Erich Zöllner, der den „Würdigungspreis“ (fälschlich Förderungspreis) für Wissenschaft erhielt, ist der Autor der bekannten „Geschichte Österreichs“, die bereits in siebenter Auflage vorliegt. Den „Sonder-Würdigungspreis“ erhielt der bekannte Kabarettist Hugo Wiener, der „Franz-Stangler-Gedächtnispreis“ wurde dem bekannten Volksbildner des Nö. Bildungs- und Heimatwerkes Prof. Dr. Hans Lampalzer zuerkannt. Anerkennungspreise erhielten insgesamt 24 Persönlichkeiten aus diesen fünf Preisgruppen. Unter diesen finden wir die Namen Dr. Thomas Winkelbauer und Dr. Franz Schönfellner, die unseren Lesern durch Buchbesprechungen ihrer heimatkundlichen Arbeiten bekannt sind. Neben den Porträtfotos sind die Bildenden Künstler auch durch Bildproben vertreten. Alle sind sie „die Repräsentanten und Botschafter unseres so reichhaltigen und qualitätsvollen ebenso wie ganz speziellen niederösterreichischen Kulturlebens“, wie Landeshauptmann und Kulturreferent Dr. Siegfried Ludwig in seinem Vorwort schreibt.

Pongratz

Jugendburg Streitwiesen. Gestaltet von einer Burggemeinschaft unter der Leitung von Karl Turet-schek. Wien, Bund zur Errichtung und Erhaltung einer österreichischen Jugendburg 1986, 78 Seiten, sechs Karten, Federzeichnungen, Kunstdruckreproduktionen, kartoniert, 8°.

Dieses sehr nett gestaltete Heft zeigt die Entwicklung der heutigen Jugendburg seit ihrer begonnenen Revitalisierung im Juli 1972 bis in die Sommermonate des Jahres 1985. Aber auch die Geschichte der mehr als 800 Jahre alten Burg und die Bemühungen um die Erhaltung und Wiederherstellung ihrer denkmalgeschützten Bausubstanz werden in der Broschüre ausführlich dargestellt. Breiter Raum wird jedoch auch der näheren und der weiteren Umgebung der Burg, dem Waldviertel, gewidmet, wie die sechs Kartenskizzen am Ende der Schrift beweisen. Nach der Beschreibung der topographischen Lage des Wehrbaues wird die Vergangenheit der ehemaligen Ministerialenburg beschrieben, deren erster Besitzer 1144 als Zeuge urkundlich genannt wird. Im 15. Jahrhundert starben die Herren von Streitwiesen aus. Im 18. Jahrhundert wurde die Burg von den Besitzern der Herrschaft Pöggstall dem Verfall überlassen. 1972 kaufte der oben genannte Bund die Ruine und begann den Wiederaufbau. Nach der Beschreibung des Wappens und der Wappensage der Streitwieser erfolgt eine Analyse des

Ruinenwerkes, so wie es 1972 bestanden hatte. Sehr deutlich läßt sich die Baugeschichte der ehemaligen Burganlage aus dem damals noch vorhandenen Mauerwerk ablesen. Die Idee, eine Jugendburg zu bauen, die genug Raum gibt, um den Tabus, Konventionen und Manipulationen unserer Konsumgesellschaft zu entgehen und an ihre Stelle die Entfaltung des Einzelmenschen in einer selbstgewählten Gemeinschaft zu setzen, lag der Gründung des Bundes und dem Wiederaufbau als Stätte der Begegnung zugrunde. Von diesem geistigen Hintergrund aus begann eine kleine Gemeinde Stein um Stein zu setzen und Freunde und Förderer für dieses Vorhaben zu gewinnen. Diese Idee einer Jugendbewegung begann sich nach und nach durchzusetzen, ebenso wie der Ausbau Zug um Zug voranging. Heute ist ein großer Teil der Burg wieder instandgesetzt, überdacht und die Burgkapelle mit einer Glocke versehen, deren Geläute auch der bäuerlichen Umgebung zugutekommt. Mit dieser besteht seit Anfang an ein gutes, nachbarschaftliches Verhältnis. 1984 waren es 28 Bünde und Gemeinschaften mit insgesamt 702 Mitgliedern aus ganz Europa, die längere oder kürzere Zeit auf der Burg waren. Von dort aus erwanderten sie das Waldviertel und betrachteten es als eine Ehrenpflicht, am weiteren Ausbau der Burg tätig mitzuwirken. Nach der „Burgordnung“ und einem kunstvoll gestalteten Musikblatt erfolgt eine Schilderung des Wiederaufbaues mit Bauskizzen, eine Zusammenstellung der bisherigen Baukosten von insgesamt 1 811 573 Schilling, und das Lob des Bundesdenkmalamtes, das dem „Modellfall Streitwiesen“ eine außerordentliche Breiten- und Langzeitwirkung im Sinne der Denkmalpflege prophezeit. Schließlich werden auch Feste und andere Aktivitäten beschrieben, die auf der Burg im Laufe der Jahre abgehalten wurden. Die ganze Broschüre ist aufgelockert mit Liedern, Gedichten und zwischendurch mit Federzeichnungen, Kunstschriften und Kunstreproduktionen, die unter anderem von Franz Traunfellner stammen. Der Hauptteil dieser Broschüre widmet sich der Waldviertler Landschaft in der näheren und weiteren Umgebung der Jugendburg. Burgen, Schlösser und Ruinen werden kurz beschrieben, Waldviertler Städte und Märkte charakterisiert. Es gibt Hinweise auf einschlägige Literatur, doch sind diese dürftig und mangelhaft. Vor allem fehlt der Hinweis auf das grundlegende Buch „Burgen und Schlösser Ysper-Pöggstall-Weiten“ von Walter Pongratz und Gerhard Seebach. Auch auf Kartenmaterial und Wanderführer wird verwiesen. Der ansprechend gestalteten Broschüre mit dem farbigen Umschlag (Wappen der Herren von Streitwiesen) sind zuletzt noch sechs Kartenskizzen von allen Teilen des Waldviertels angeschlossen, welche die Lage der Burgen, Ruinen, Schlösser, Klöster, Naturparks und Wanderwege zeigen. Alles in allem liegt hier eine sehr gute Informationsschrift vor, die nicht nur zum Besuch der Jugendburg, sondern auch zum Besuch des ganzen Waldviertels anregt.

Pongratz

Festschrift 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Waldenstein. Waldenstein. Freiwillige Feuerwehr 1986, 29 Seiten Text, bebildert, broschiert, 8°.

In den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden zahlreiche Feuerwehren im Waldviertel gegründet. Eine von diesen ist die Wehr der Gemeinde Waldenstein, die vor 100 Jahren von Oberlehrer Anton Hofhansl und Bürgermeister Franz Semper ins Leben gerufen wurde. Auch in einer Feuerwehrchronik spiegelt sich das Weltgeschehen wider. Zwei Weltkriege und die Entwicklung der Technik sind auch an der Geschichte einer lokalen Feuerwehr nicht spurlos vorübergegangen. Dies zeigt vor allem die chronikalische Schilderung der Ereignisse in den vergangenen Jahrzehnten von 1886 bis zur unmittelbaren Gegenwart. Zahlreiche Bildreproduktionen, die Liste der aktiven Mitglieder, der Geräte und Ausrüstungen, sowie Hinweise auf gesellschaftliche Aktivitäten der Wehr in der Festrede des Kommandanten vervollständigen diese ansprechende Festschrift.

P.

Ferdinand Dorner: Wehrbauten in Niederösterreich. Die „Topographia romantica“ in der Nö. Landesbibliothek. Sonderausstellung im Nö. Landesmuseum vom 10. September bis 6. Oktober 1985. Wien, Amt der Nö. Landesregierung, Abt. III/2 1985, 28 Seiten, bebildert, broschiert, quer-8°.

Diese Ausstellung bot einen repräsentativen Querschnitt von Ferdinand Dorners Aquarellsammlung niederösterreichischer Burgen, die er selbst „topographia romantica“ nannte. Niederösterreichs

mittelalterliche Wehrbauten und deren noch erkennbare Reste hat der bekannte Burgenmaler F. Dorner in 410 Aquarellen und 244 Bleistiftzeichnungen aufgenommen und zu einer lückenlosen Bilddokumentation zusammengefügt. Die Möglichkeiten der zeichnerischen Aufnahme zeigen sich bei den heute noch vorhandenen und dargestellten 282 derartigen Bauwerken jeder fotografischen Dokumentation überlegen. 1984 hat die Nö. Landesregierung die Burgenbilder angekauft und dadurch verhindert, daß die Sammlung in alle Welt zerstreut wird und der burgenkundlichen Forschung verlorengeht. Der Ausstellungskatalog schildert zuerst das Leben und das Wirken des Künstlers, der alle künstlerischen Techniken beherrscht, doch vor allem das klassische Aquarell bevorzugt. Von 1941/1942 bis 1977 versuchte er alle Wehrbauten und deren Reste zu erfassen und schuf so ein Werk, das durch seine Geschlossenheit einzigartig dasteht. Zuletzt schildert der Künstler, warum er Burgenmaler wurde und so zu einem echten Nachfolger von Scheiger und dem Topographen Vischer wurde. Der zweite Teil der Broschüre charakterisiert, geordnet nach den vier Vierteln Niederösterreichs, die ausgestellten Burgenaquarelle, wobei bei jedem Objekt vorerst die Geschichte der Burg und die Baubeschreibung erfolgen. Viele Burgen findet man in mehreren Aquarellen und Bleistiftzeichnungen dargestellt, wobei fast immer auch das Entstehungsdatum vermerkt ist. Zum Vergleich stellt Dorner den Kupferstich von Georg Matthäus Vischer daneben. Das Waldviertel ist mit den Bildern von Arbesbach, Rogendorf-Pöggstall, Mollenburg, Weiteneck, Rastenberg, Allentsteig, Wildberg, Kronsberg und Buchberg am Kamp vertreten. Insgesamt sind 24 Objekte in diesem Katalog beschrieben, die in der Ausstellung gezeigt wurden. Davon steht das Waldviertel weitaus an der Spitze. Besonders markante Wehrbauten werden auch in Bildreproduktionen gezeigt. Zuletzt findet man noch eine exakte, vorbildliche Literaturzusammenstellung, die sich hauptsächlich auf die bekannte Burgenbuchreihe des Birken-Verlages bezieht. Die Vorderseite des Umschlages zielt eine prachtvolle Farbproduktion des Schlosses Wildberg.

Pongratz

Kirchenführer Traunstein. Traunstein, Pfarramt (1969), 16 Blatt, Text, Schwarzweiß- und Farbbilder, broschiert, quer-8°.

Josef Elter, Stein- und Holzbildhauer. Traunstein, Pfarramt (1983-1985), zwei Broschüren mit 24 und 10 Blatt Schwarzweiß- und Farbbilder, broschiert, quer-8°.

Alle drei prachtvoll gestaltete Broschüren — kleine Kunstwerke — würdigen das Lebenswerk des begnadeten Traunsteiner Kunstschaffenden, Dechants und Pfarrers Josef Elter. Das erste Büchlein beschreibt die berühmt gewordene moderne Traunsteiner Pfarrkirche, die in ihrer äußeren Form und inneren Ausgestaltung ein Werk des Pfarrherrn ist. Das Gotteshaus, in 911 m Seehöhe auf einem der vielen aussichtsreichen Hügeln der Hochfläche von Ottenschlag gelegen, umgeben von urtümlichen Felsblöcken und Wäldern, fügt sich harmonisch in seine Umgebung ein. Jede Einzelheit der inneren Gestaltung, die Decke, Figuren und Skulpturen sind von tiefer symbolhafter Bedeutung. Der Bau beweist, „daß auch unsere moderne Zeit dem gläubigen Empfinden Rechnung tragen und sichtbare Formen verleihen kann, wenn gottbegnadete Künstler und aufgeschlossene Christen Hand in Hand arbeiten“, schreibt Dir. Johann Schwendemann in seinem Vorwort.

Die beiden anderen in den letzten Jahren erschienenen Bände beschreiben Dechant Josef Elter als Stein- und Holzbildhauer. 1983 fand in Krems eine Ausstellung der Werke des Künstlers statt. Aus diesem Anlaß erschien diese Broschüre, die einerseits das Leben und Schaffen Elters würdigt (Wilhelm Kronfuß), andererseits Gedanken des Künstlers zur Waldviertler Landschaft und zu seiner Arbeit wiedergibt. Der Hauptteil des Katalogs zeigt die ausgestellten Kunstwerke und gibt dazu eine kurze Beschreibung. Besonders eindrucksvoll ist die Meditation des Künstlers zu einem Denkmal, einer gefesselten Säule, die an seine Heimat in Jugoslawien (geb. am 8. Oktober 1926 in Kernei als Sohn einer donauschwäbischen Familie) erinnern soll.

Das dritte Heft, 1985/1986 erschienen, ist dem Künstler als pädagogischen Leiter im Bildungshaus St. Georg in Traunstein gewidmet und ist wohl als Einführung in das Schaffen Elters für die Besucher des Bildungshauses gedacht. Kurt Scharf, dort Assistent, schreibt unter dem Titel „Dialog mit dem

Künstler“ über das Symbolhafte und Bedeutsame der hauptsächlich in Traunstein zu sehenden Kunstwerke, die teilweise auch an das Burgenland erinnern. Eine der jüngsten Arbeiten ist die Tauwerk- und Knotenkomposition, die durch die Beobachtung der Segler, die ihr Tauwerk für die Fahrt rüsten, angeregt wurde. Einerseits werden in der primitiven Vorstellungswelt des Menschen den Knoten und Schlingen Zauberkräfte zugeschrieben. Andererseits kann man „das Tauwerk als Sinnbild verstehen: Jeder von uns ist auf der Fahrt durch Erfahrungen. Ihr Verlauf hängt davon ab, wie gut wir es verstehen, mit dem Tauwerk unseres Denkens, Fühlens und Handelns umzugehen“. Soviel zur Symbolik des Priesterkünstlers! Besonders hervorzuheben sind die prachtvollen Schwarzweiß- und Farb reproduktionen der Kunstwerke im Inneren und auf den Umschlägen, die an eine Reproduktionstechnik erinnern, die heute in Heimatbüchern schon selten geworden ist. *Pongratz*

100 Jahre öffentliche Volksschule Altnagelberg. Festschrift. Brand-Nagelberg, Marktgemeinde 1985, 84 Seiten, broschiert, 8°.

Wie der Volksschuldirektor Roman Schafleitner in seinem Vorwort ausführt, gab es bereits vor fast 200 Jahren in Nagelberg unregelmäßigen Unterricht, doch erst die Umwandlung der bereits bestehenden Fabriksschule in eine öffentliche Schule garantierte eine geregelte, gezielte Ausbildung der Kinder. O. K. M. Zaubek gestaltete den historischen Teil der Festschrift. Wer die Schule in Altnagelberg wirklich gegründet hat, ist unbekannt. Außer Zweifel steht aber, daß ein Fabriksbesitzer es war, der das erste Schulzimmer bereitstellte und die Kosten für die Bezahlung des Lehrers trug. Möglicherweise geschah dies bereits Ende des 18. Jahrhunderts. Ein besonderer Förderer der Schule war der Besitzer der Glasfabrik Carl Stölzle (gest. 1865). Anhand der Schulchronik werden nun die Ereignisse von 1885 bis zur Gegenwart beschrieben. Anfangs war die Schule eine Expositorschule zur Volksschule Brand. Von großer Bedeutung für die Schule war das Jahr 1908, als Altnagelberg eine selbständige Schule wurde und ein neues Schulgebäude seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Interessant ist die Feststellung, daß das Schulgebäude bis 1957 Eigentum der Firma Stölzle war und erst in diesem Jahr von der Gemeinde Brand-Nagelberg um 200 000 Schilling erworben wurde. Die Tätigkeiten der einzelnen Schulleiter werden ebenso gewürdigt, wie die einzelner Lehrer. Die zahlreichen Aktivitäten, die von der Schule gesetzt wurden, wie Veranstaltungen, Ausstellungen und Sammlungen sind erstaunlich. Zeichnungen, Faksimilie von Schulstempeln, Fragebogen, Briefe aus der Kriegszeit und historische Plakate ergänzen den Inhalt. Den Schluß der kleinen Festschrift bilden die Listen der Volksschullehrer, der Schülerzahlen einst und jetzt, sowie die Biographien der Lehrkräfte und die Namen der Schüler und Schülerinnen der vier Schulstufen im Jubiläumsjahr. Hier liegt wieder einmal eine sehr interessant gestaltete Schulgeschichte vor, die einen wertvollen Baustein zu einer niederösterreichischen Schulgeschichte bietet. *Pongratz*

Robert Zauchinger: Niederösterreich persönlich. Niederöreicher, die man kennen sollte ... St. Pölten, Nö. Pressehaus 1987, 160 Seiten, bebildert, kartoniert, 8°.

Zu Beginn des heurigen Jahres erschien ein kleines „Biographisches Lexikon“, das, wie der Verfasser in seinem Vorwort meint, auf der Suche nach Niederösterreichern entstanden ist, die insbesondere im Jahr 1986 etwas mehr „Dauerhaftigkeit“ als nur eine Zeitungsnotiz verdient haben.“ Er ging sozusagen „auf die Jagd nach bisher unbekanntem blau-gelben Facetten, der Prominenz, die man schon zu kennen glaubt.“ Es entstand in der Folge ein sehr buntes, aber auch sehr unvollständiges Buch, das Kurzbiographien, zum Teil mit einem kleinen Schwarzweißfoto versehen, von Politikern, Künstlern, Schriftstellern, Wissenschaftlern, Sportlern, Wirtschaftsfachleuten, Ärzten, Theologen, Grundbesitzern usw. enthält. Die vorgestellten Persönlichkeiten reichen vom „Hauptstadt-Baby“ bis zum Bundespräsidenten, von der „Miß Niederösterreich“ bis zum ältesten Niederöreicher. Das Buch enthält nicht nur gebürtige Niederöreicher, sondern auch Wahl-niederöreicher und solche, die irgendwie mit unserem Bundesland zu tun haben. Unter den insgesamt 750 Kurzbiographien oder Nennungen mit Tätigkeiten finden wir auch zahlreiche Persönlichkeiten, die im Waldviertel

geboren sind oder irgendwie mit ihm zu tun haben. So kam auch der Rezensent als Autor des Familiennamenbuches zur Ehre, genannt zu werden. Wir finden Lotte Ingrisch ebenso vertreten wie die beiden Doktoren der Medizin Vater und Sohn Loimer in Gars, den Konzertmeister Rainer Küchl, den Kräuterpfarrer Weidinger oder den ehemaligen Präsidenten der Ärztekammer Dr. Berthold Weinrich und Prof. Harry Kühnel, um nur einige wenige zu nennen. Das Buch bietet einen Querschnitt der lebenden „Prominenz“ Niederösterreichs, strebt aber keine Vollständigkeit an. Manche werden von ihrer Nennung überrascht sein, manche aber werden sich vergeblich in diesem Buch suchen. Aber der Autor bietet allen jenen, die sich selbst oder andere wichtige Persönlichkeiten vermissen einen Trost: In regelmäßigen Abständen soll wieder eine ähnliche Parade präsentiert werden. Dieses mit zahlreichen Porträts geschmückte Buch ist eine interessante biographische Neuerscheinung und bietet dem Leser zahlreiche „Aha-Erlebnisse“.

Pongratz

Melker Kulturbeiträge. Hg. von Dr. Christian Pfeffer und Dr. Walter Kossarz. Heft 8, Melk, Melker Arbeitsgemeinschaft für Kultur und Fremdenverkehr 1986, 42 Seiten, bebildert, broschiert, 4°.

Nunmehr liegt bereits die achte Folge dieser lokalen „Kulturbeiträge“ vor. Auch diesmal ist es den Redakteuren wieder gelungen, in Wort und Bild das Leben in dieser Kleinstadt in Vergangenheit und Gegenwart zu schildern. Bereits in der Vorrede „Unter der Kruste“ wirft Kossarz einen kritischen Blick auf die Stadt und vergleicht diese mit einem topographischen Bericht vor 150 Jahren. Er blickt unter die Kruste eines etwas erstarrten, muffigen Konformismus und entdeckt da „nicht wenige Idealisten, Spinner, Künstler, Intellektuelle, Persönlichkeiten mit Format, Bürger, denen unsere Kleinstadt offenbar all das zu bieten vermag, was sie für ein erfülltes, glückliches Leben benötigen.“ In der Folge schildert Anny v. Newald-Grasse das Melk in der Zeit von 1906 bis 1916, würdigen Harald Ofner Historismus und Jugendstil, Ingeborg Schwarzinger die Villa Loos in Melk, bespricht Prof. P. Wilfried Kowarik die „Stadtgeographische Aufnahme von Melk“ als Unterrichtsprojekt am Stiftsgymnasium. Letzterer würdigt auch das Leben des Melker Abtes Maurus Höfenmayer, der 1942 zum Abt gewählt wurde. Zeitgeschichtlich interessant ist in diesem ersten Teil des Berichts das Verhalten der Besatzungsmacht in den Nachkriegsjahren. Weitere Beiträge dieser Nummer beschäftigen sich mit den Erstnennungen Melks im 8. und 9. Jahrhundert, mit der urgeschichtlichen Sammlung des Heimatmuseums, mit der Sondermarke für den Komponisten Johann Georg Albrechtsberger sowie mit Musikern (Helmut Pilss) und Künstlern (Rudolf Sturzeis). Eine Geschichte des Melker Brauhauses und seiner Besitzer, ein Gedenken an Kapitän Walter Böck und Lokalberichte beschließen dieses Heft, das wiederum einen wertvollen Baustein zur Geschichte der Stadt Melk darstellt.

Pongratz

Niederösterreich 1945. 40 Jahre Wiederaufbau der Landesverwaltung. Ausstellung der Nö. Landesbibliothek vom 16. April bis 14. Juni 1985 in Wien, Text und Katalog von Hermann Riepl. Wien. Amt der Nö. Landesregierung, Abt. III/4 Nö. Landesbibliothek 1985, 55 Seiten, 8 Seiten Bildteil, broschiert, quer-8°.

Anlässlich der Befreiung Österreichs vor 40 Jahren veranstaltete die Nö. Landesbibliothek eine zeitgeschichtliche Ausstellung, welche den Wiederaufbau dieses Bundeslandes in Dokumenten und Fotos dokumentiert. Nach der Zeittafel des Jahres 1945 schildert der Verfasser die Ereignisse vom 3. April 1945 als Karl Renner von seiner Heimatstadt Gloggnitz aus mit der Roten Armee Kontakt aufnahm, bis zur Einsetzung einer Provisorischen Staatsregierung am 27. April dieses Jahres, der Regelung des Gebietsstandes von Niederösterreich in der „Vorläufigen Verfassung“ und der Festlegung der Besatzungszonen in Österreich am 9. August 1945. Schon am 17. April dieses Jahres haben Leopold Figl und Oskar Helmer das Nö. Landhaus für die Verwaltung Niederösterreichs in Besitz genommen und noch am selben Tage mit dem Aufbau der Landesverwaltung begonnen. Der „Provisorische Landesauschuß für Niederösterreich“, wie die erste Landesregierung sich nannte, stellte am 18. April sein erstes Schriftstück aus. Am 11. Mai 1945 trat der nunmehr neungliedrige Prov. Landesauschuß zum ersten Mal zusammen. Am 25. November dieses Jahres fand schließlich die erste freie Landtags-

wahl statt. In der Folge wird von der Wiederaufrichtung der Bezirkshauptmannschaften, dem Wiederaufbau der Gemeindeverwaltungen, von der neuen Geschäftseinteilung und von der Beamtenschaft berichtet. Die Ernährungslage des Landes und der Nachrichten-, Presse- und Propagandadienst der Nö. Landesverwaltung bilden den Schluß des Übersichtsteiles, der mit 85 Fußnoten dokumentiert wird. Besondere Abschnitte bilden die Festreden des Bundeskanzlerls Figl und des Ministers Oskar Helmer am ersten Jahrestag der Wiedererrichtung der Verwaltung im Lande am 17. April 1946. Der zweite Teil der Broschüre enthält den Katalog mit der Kurzbeschreibung der ausgestellten Objekte, gegliedert in 15 Gruppen, in welchen Dokumente, Fotos, Zeitungsberichte, die ersten Amtsblätter, zweisprachige Dienstaussweise, Plakate, Deklarationen und eine Literaturlauswahl über das Jahr 1945 gezeigt wurden. Der anschließende Bildteil bringt eine Auswahl von charakteristischen Schriftstücken, Fotoreproduktionen, sowie Titelblätter von Verordnungs- und Amtsblättern, von Denkschriften und — das Titelblatt der ersten Waldviertler Regionalzeitung nach dem Kriege, des „Waldviertler Heimatblattes“, einer typischen Dreiparteienzeitung, die am 24. Juli erstmals erschien. Mit diesem von Hermann Riepl vorbildlich gestalteten Jubiläumskatalog liegt ein wertvoller Baustein zur Zeitgeschichte Niederösterreichs vor.

Pongratz

Geschichte von Langau. Langau 33, Selbstverlag 1985, 23 Seiten, xerokopiert, geheftet, 4°.

Mit dieser kleinen Broschüre legt der Altbauer Walter Riedl einen historischen Abriss der Geschichte seiner Heimatgemeinde Langau (Gerichtsbezirk Geras) vor, an der auch Friedrich Linsbauer, Leiter der Raiffeisenkasse, Pfarrer Milo Ambros und Anton Neuwirth mitgearbeitet haben. Nach der Darstellung der Wappen der zuständigen Herrschaftsbesitzer erfolgt eine chronologische Übersicht über die Geschichte der Marktgemeinde, angefangen von der Steinzeit, aus der man Bodenfunde kennt, bis zur Ortsgründung im 12. Jahrhundert und der weiteren Geschichte bis zur Gegenwart. Da im Vorwort gebeten wird, die angeführten Jahreszahlen, die mit „anderen Urkunden nicht ganz übereinstimmen“, nicht „zum Anlaß eines Geschichtsstreites“ zu nehmen, so sei von einer Kritik abgesehen. Nach dem „Historischen Ortsnamenbuch von Niederösterreich“, hg. von H. Weigl u. a., erfolgte die Erstnennung von „Langnowe“ im Jahr 1242, als sich ein Zeuge in einer babenbergischen Urkunde nach diesem Ort nennt. Da es aber in Niederösterreich mehrere Langau gibt, ist diese Erstnennung nicht ganz sicher. Wie dem auch sei, es muß den Langauern hoch angerechnet werden, daß ihre Heimatliebe stark ausgeprägt ist und daß Bewohner der Marktgemeinde zusammenarbeiten, „um aus einer Sammlung fliegender Blätter“ und „chronikalischer Schriften“ eine interessante Gemeindechronik zu erstellen, in denen die Berichte je jünger auch desto authentischer werden. Auf der letzten Seite dieser Heimatschrift wird auch auf ein Kohlevorkommen in dieser Gegend hingewiesen, das für den Ort einige Bedeutung hat. Eine Fortsetzung dieser Ortschronik erfolgt laufend in der Langauer Informationsschrift „Der Willi“, die man dem Hauptwerk beifügen kann.

Pongratz

Lebenszeichen. Initiativen aus dem Waldviertel. Text von Peter Sitzwohl, Fotos von Dietmar Kurzmann. Gföhl, Waldviertler Bildungs- und Wirtschaftsinitiative (BWI) 1985, 95 Seiten, zahlreiche Schwarzweißbilder, broschiert, quer-8°.

Vorliegendes Buch berichtet über die Aktivitäten der Waldviertler Bildungs- und Wirtschaftsinitiative, einem Verein, der sich für die eigenständige Regionalentwicklung einsetzt. Das neue Konzept baut in viel stärkerem Ausmaß auf der breiten Mobilisierung der in den Regionen vorhandenen ökonomischen, kulturellen und menschlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten auf (Dr. Anton Rohrmoser, Geschäftsführer der BWI). Durch das Fördern von Initiativen, die von der Bevölkerung ausgehen, also „durch Hilfe zur Selbsthilfe“ ist im Waldviertel eine Bewegung entstanden, die bereits viel Neues bewirkt hat. Arbeiter gründen, trotz massivem Widerstand einen Betrieb, den sie selbst führen, Bauern greifen Alternativen auf, steigen um auf biologischen Landbau und verarbeiten ihre Produkte auf dem Hof. Kunsthandwerker machen einen gemeinsamen Markt. Kulturarbeit im Dorf wird geleistet. Vereinsinteresse ist also kurz gesagt die wirtschaftliche Besserstellung dieses Grenzlandes. Die Bro-

schüre entstand durch 60 Interviews, welche die Autoren mit den Betroffenen, also mit Arbeitern, Bauern, Geschäftsführern, Initiatoren von Kulturprojekten und mit Regionalbetreuern, Mitarbeitern von ähnlich gearteten Arbeitsgemeinschaften sowie auch mit Politikern geführt haben. Im Sommer reisten die Autoren wochenlang durch das Waldviertel und formten aus Tonbandinterviews den Text. Gleichzeitig entstanden auch die im Buch gezeigten, vorzüglichen und charakteristischen Fotoreproduktionen. In den Texten kommen die Betroffenen selbst zu Wort. So entstanden die vorliegenden „Geschichten“, eine Mischung aus Faktenbericht und wörtlicher Rede. Im „Vorspann“ zu jedem Bericht sind der Träger und das Produkt angeführt. Offen werden auch die Förderungen genannt, die durchaus nicht so „üppig“ sind. Im Anhang findet der Interessent jene Stellen, die demokratisches und alternatives Arbeiten fördern. Schließlich werden noch wichtige Waldviertler Anschriften von Kunsthandwerkern, Schaf- und Bio-Bauern bis zu Bürgerinitiativen angeführt. Wenn man die Broschüre durchblättert, so findet man Berichte über die Waldviertler Holzwerkstatt in Göpfritz an der Wild, über Heidenreichsteiner Textilwaren, über den Gesundheitsschuh, der in Schrems erzeugt wird, über den biologischen Landbau und das Brotbacken zuhause, über den ersten selbständigen Bauernmarkt in Mold, über den Flachsbaum und die Schafzucht oder über den biologischen Kräuteranbau, um nur einige lokale Initiativen zu nennen. Gasthöfe besonderer Art oder Jugendzentren werden ebenso genannt, wie gemeinsam durchgeführte Bauvorhaben, Bildungshäuser und besondere Sportzentren wie die Langlaufloipe Bärnkopf. Eine entsprechende Würdigung erfährt auch der Pöllinger Speicher in Reinprechtspölla, wo geforscht und Kulturarbeit gemacht wird. Dort befindet sich ein Archiv für praktische Kulturarbeit im ländlichen Raum mit einschlägiger Fachliteratur und einer Sammlung von Dorfanalysen, Schallplatten, Fotos, Tonbändern und Zeitungsausschnitten. Leiter ist Dr. Hans Haid. Diese ansprechend gestaltete Broschüre bietet eine ausgezeichnete Darstellung von Waldviertler Initiativen, die lebenserhaltend für diese arme Grenzregion sind. Das Buch sollte von jedem Freund des Waldviertels gelesen werden.

Pongratz

Edith Hahn: Sonnentore und Sonnentüren in den Bezirken Gmünd, Niederösterreich und Waidhofen/Thaya. Gmünd, Selbstverlag 1986, 93 Seiten, bebildert, xerokopiert, 4°, broschiert.

Das Ziel dieser fleißigen Dokumentationsarbeit war, die uralten Sonnensymbole auf Toren und Türen im oberen Waldviertel — soweit sie noch vorhanden sind — zu erfassen. Es ist eine sehr persönliche Arbeit, die von der Liebe der Verfasserin zu dieser alten Volkskunst Zeugnis gibt. Fast ein Jahr lang hat Frau Hahn versucht, alle diese Sonnensymbole zu erfassen, SW-Fotos anzulegen, Adressen und Farben festzuhalten und eventuell auffallende Merkmale zu dokumentieren. In geschlossenen, kleineren Orten konnte dies leichter verwirklicht werden, als in Städten, Streusiedlungen und Einzelgehöften. Obwohl mit Kombi ausgerüstet, erwies sich das Fahrrad zum Suchen und Finden der Objekte am vorteilhaftesten. Neben Fotoapparat und Reservefilm stets ein Heft und Schreibmaterial mit. Der Kontakt mit den Menschen brachte zusätzlich noch eine positive Bereicherung. Die vielen Begebenheiten und Erlebnisse während des Suchens der Objekte bei jedem Wetter, was anschaulich beschrieben wird, sind zusätzlich amüsant zu lesen. Vielfach half die Bevölkerung tatkräftig mit. In den „Statistischen Angaben“ wird festgestellt, daß 1,33 % oder jedes 75. Haus im Bezirk Gmünd und 1,56 % oder jedes 64. Haus im Bezirk Waidhofen/Thaya noch Sonnentore und -türen aufweisen. Mittels Siglen werden bei jedem Objekt die Form und die Ausführung der Sonnen minutiös beschrieben. Kombinationen der Sonnen mit Sternen, Blumen, Augen, Rauten finden sich ebenso mannigfaltig wie Sonneninitialen. Bei der Verteilung der Farben sind braun, braun mit hell und grün am häufigsten anzutreffen. Sonnensymbole sind in der südlichen Hälfte des Bezirkes Gmünd und entlang der Thaya im Bezirk Waidhofen am häufigsten anzutreffen. Nach einer Übersichtskarte finden wir im Hauptteil des Werkes, geordnet nach den beiden Bezirken, die alphabetische Anordnung der Katastralgemeinden, wobei bei dem Haus (mit Hausnummer) die Sonnensymbole genau beschrieben werden. Viele Tore und Türen werden auch in Fotoreproduktionen gezeigt, wobei die Vielfalt der Darstellungen auffällt; kein Tor und keine Tür gleichen einander. Der Markt Großschönau weist beispielsweise noch acht, die Großgemeinde insgesamt noch 22 bemerkenswerte Objekte auf. Schwerpunkte im Bezirk

Waidhofen sind Oberndorf bei Raabs und die Bezirksstadt Waidhofen/Thaya. Mit dieser volkskundlich und kunstgeschichtlich wertvollen Regionaldokumentation liegt eine Arbeit vor, die gedruckt werden sollte. Aber auch für die anderen Waldviertler Bezirke wäre eine solche Dokumentation wünschenswert.

Pongratz

Johannes Twaroch: Literatur aus Niederösterreich. Von Frau Ava bis Helmut Zenker. Ein Handbuch. St. Pölten-Wien, Niederösterreichisches Pressehaus 1984, 127 Seiten.

Johannes Twaroch: Literatur aus Niederösterreich. Von Frau Ava bis Helmut Zenker. Ein Lesebuch. St. Pölten-Wien, Niederösterreichisches Pressehaus 1985, 119 Seiten.

Der Verfasser, Leiter der Abteilung „Kulturelles Wort“ im Studio Niederösterreich des ORF, geht in diesem Handbuch den Spuren von mehr als 400 Autoren und ihrer Beziehung zu über 300 Orten im Lande Niederösterreich nach. Neben Künstlern, die hier geboren wurden, nimmt er zu Recht auch solche auf, die das Land immer wieder besuchten, für einige Zeit hier lebten oder den Schauplatz eines Werkes hierher verlegten. In chronologischer Abfolge reicht der Bogen von Marc Aurel, der in Carnuntum das zweite Buch seiner „Selbstbetrachtungen“ schrieb, über die Literatur des Mittelalters, des Humanismus, von Reformation und Gegenreformation sowie des Barock bis zu Autoren unserer Zeit wie Wolfruber und Zenker. In vielen Werken spiegelt sich dabei auch die bewegte Geschichte des Landes wider: Türkennot, Vertreibung Andersgläubiger, Bauernkrieg. Den kulturellen Hintergrund betont der Verfasser durch das Hervorheben des Einflusses der großen Stifte und Klöster wie Göttweig, Melk und Zwettl. Anhand des Ortsverzeichnisses kann man auch leicht der Literatur des Waldviertels nachspüren: Das Gymnasium der Piaristen in Horn hatte große Bedeutung für das Theater der Gegenreformation und war eine Wirkungsstätte Josef Missons. Robert Hamerling und Imma von Bodmershof waren mit dem Land ober dem Manhartsberg ebenso eng verbunden wie Josef Haslinger und Gernot Wolfruber. Von den Autoren der jüngsten Generation haben Christine Nöstlinger, H. C. Artmann, Lotte Ingrisch und Peter Turrini Wohnsitze im Waldviertel erworben und verbringen zumindest einen Teil des Jahres hier. Bei der Fülle des Materials muß manches cursorisch abgehandelt werden, immer aber weckt dieses Handbuch Neugierde und regt zum Lesen an.

Die auf das gleichnamige Handbuch folgende Anthologie verstärkt noch den Eindruck von der Vielfalt und Breite, der Farbigkeit und Lebendigkeit der mit Niederösterreich verbundenen Literatur. Ebenfalls chronologisch aufgebaut, beginnt sie mit einem Text Marc Aurels und schließt mit einem von Helmut Zenker. Walther von der Vogelweides „Unter der Linden“ dankt seine Aufnahme der These seiner Abstammung aus der Gegend von Traunstein, ein Ausschnitt aus Tolstois „Krieg und Frieden“ schildert das Gefecht bei Schönggrabern und Johann Gottfried Seume wanderte auf seinem „Spaziergang nach Syrakus“ auch über den Semmering. Der Umfang der Anthologie erlaubt nur die Aufnahme kurzer Texte oder -ausschnitte, die Auswahl erfolgte jedoch mit kundiger Hand und bietet einen Einblick auch in Werke, die nicht sehr bekannt oder schwer zugänglich sind. Gemeinsam rücken Handbuch und Lesebuch die Literatur Niederösterreichs ins rechte Licht und regen zur weitergehenden Beschäftigung mit den angeführten Autoren und Werken an.

Maria Vögler

Josef Freihammer: Die Erste Republik am Beispiel Amstetten. Amstetten, Stadtgemeinde-Kulturamt 1984, 61 Seiten, 8° (Amstettner Beiträge 1984).

Der Autor ist Jahrgang 1921 und meint, „schon als Kind haben mich Geschichte und Politik außerordentlich interessiert, und so habe ich die aufregende politische Entwicklung in Österreich ab 1927 bewußt erlebt“. Neben eigenen Erinnerungen und Befragungen von Zeitzeugen stützt sich Josef Freihammer, Hauptschuldirektor und SPÖ-Bürgermeister Amstettens, auf die Auswertung von Lokalzeitungen („Amstettner Zeitung“, „Amstettner Nachrichten“ und „Eisenwurzten“) und die Gemeinde-ratsprotokolle der Stadt Amstetten.

Der Bezirk Amstetten war nach dem Ersten Weltkrieg überwiegend ein agrarischer Bezirk. In politischer Hinsicht dominierten die Christlichsozialen, die vor allem im Bauernbund eine starke

Organisation hatten. Sie erreichten bei den ersten Wahlen zur Nationalversammlung im Februar 1919 im Bezirk Amstetten 57,5 % der gültigen Stimmen. Die Sozialdemokraten erreichten nur in Amstetten, Hausmending, Ulmerfeld und Kematen die absolute Mehrheit; im gesamten Bezirk lag ihr Stimmenanteil bei 26,1 %. Die Deutschvölkischen erzielten 15,9 % der Stimmen, und auf die Nationalsozialisten entfielen 0,5 %.

Der führende Vertreter der Christlichsozialen im Bereich Amstetten war Oberbaurat Hans Zerdik, als Staatssekretär war er Mitglied der Regierung Renner. Auch der führende Bauernvertreter, Josef Stöckler aus St. Valentin, war Staatssekretär. Bei den Landtagswahlen 1919 zogen aus dem Bezirk zwei Christlichsoziale, der Bauer Anton Jax und der Realitätenbesitzer Ludwig Wagner, und Käthe Graf für die Sozialdemokraten in den Landtag ein. Bald aber verloren die Christlichsozialen ihren Spitzenkandidaten; Staatssekretär Zerdik hatte nach seiner Scheidung eine zweite Ehe geschlossen; dieses persönliche Verhalten löste heftige innerparteiliche Kritik aus, sodaß Zerdik aus der Christlichsozialen Partei austrat. Bei der Nationalratswahl 1920 kandidierte er auf einer eigenen Liste, schaffte aber nicht mehr den Einzug ins Parlament.

Interessant ist das Ergebnis der Gemeinderatswahl des Jahres 1924 in Amstetten. Christlichsoziale und Sozialdemokraten errangen je 13 Mandate, die Nationalsozialisten wurden mit zwei Mandaten zum Zünglein an der Waage. Als es zur Wahl des Bürgermeisters kam, nominierten beide Großparteien anstelle der im Wahlkampf aufgetretenen Spitzenkandidaten zwei neue Kandidaten, die auch über Ansehen im nationalen Lager verfügten. Da aber die Nationalsozialisten leere Stimmzettel abgaben, mußte schließlich das Los entscheiden. Der von den Christlichsozialen unterstützte Großdeutsche Ludwig Resch wurde neuer Bürgermeister Amstettens.

Freihammer schließt seine Darstellung mit dem Jahr 1934 („Die Niederwerfung der Sozialdemokratie“) ab, nachdem er einen knappen, allerdings ausgewogenen Überblick über die wechselvolle politische Geschichte Amstettens seit dem Ersten Weltkrieg gegeben hatte. Sein Buch sollte wieder ein Anstoß sein, auch in anderen Gemeinden die Zeitgeschichte aufzuarbeiten. *Erich Rabl*

Horner Kalender 1987. 116. Jahrgang. Horn, Ferdinand Berger & Söhne 1986, 96 Seiten, karton., 8°.

Wie alljährlich erschien auch heuer wieder der „Horner Kalender“, der mit seinem 116. Jahrgang zu den ältesten derartigen Publikationen des Waldviertels zählt. Nach zwei Gedichten des Waldviertler Dichters Joseph Misson folgt ein heimatkundlicher Bericht von Prof. Dr. Erich Rabl über „Die Preußen 1866 in Horn“. Als Folge der verlorenen Schlacht bei Königgrätz im Jahre 1866 rückten die siegreichen Preußen in das nordöstliche Niederösterreich ein, berührten aber vorerst das Waldviertel nicht. Trotzdem herrschte große Angst unter der Bevölkerung des östlichen Waldviertels, so auch in Horn, wo viele flohen. In Horn wurde aber eine Sicherheitswache aufgestellt. Allerdings erfolgte der Rückmarsch der preußischen Elbe-Armee nach Böhmen auf der alten Reichsstraße Stockerau-Horn und weiter durchs Waldviertel. In Horn nahmen 5000 Mann Preußen Quartier und mußten dementsprechend versorgt werden. Dies war nicht das Schlimmste, sondern der Ausbruch der Cholera, der zahlreiche Soldaten aber auch Horner Bewohner zum Opfer fielen. Das Horner Piaristenkollegium und -gymnasium war mit Cholerakranken überfüllt. Neben 122 der Cholera in Horn erlegenen Soldaten gab es auch, wie das Sterbebuch der Pfarre ausweist, in der Zeit vom 5. August bis 11. Oktober 104 Choleratote in der Zivilbevölkerung. Der größte Teil der in Horn verstorbenen Preußen wurde auf dem Stadtfriedhof bestattet. Auch außerhalb der Stadt gab es Bestattungen. Auch Augenzeugenberichte, wie der des Abtes Honorius Burger vom Stift Altenburg, werden abgedruckt. Bertha von Suttner schildert in ihrem berühmten Roman „Die Waffen nieder“ die furchtbaren Folgen der Choleraepidemie im Waldviertel. Sie lebte zeitweise im Schloß Harmannsdorf und berichtet, daß 1866 im benachbarten Schloß Stockern der erste Prähistoriker des Waldviertels Candid Ponz von Engelshofen sowie drei Mitglieder seiner Familie und fünf Personen der Dienerschaft der Seuche erlegen sind. Wie die Quellen- und Literaturhinweise beweisen, hat der Verfasser mit besonderer Akribie lokale Archive und Fachliteratur benützt, um ein interessantes Bild des damaligen tragischen Geschehens in Horn und Umgebung zu zeichnen. *Pongratz*